

Gemeinde-Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synode

von Wisconsin u. anderen Staaten.

Redigirt von der theol. Fakultät.

Jahrg. 28. No. 12.

Milwaukee, Wis., den 15. Februar 1893.

Lauf. No. 692.

Inhalt: Invocavit. — Die Geschwister. — Schneeballen. — Die Predigt des göttlichen Wortes. — Erfahrungen und Arbeit eines Reisepredigers. — Gebrauch des Hebräischen. — Unsere Erlebnisse auf der Reise zu und unter den Indianern des Südwestens. — Kein rechter Glaube ohne gute Werke. — Kürzere Nachrichten. — Ordination und Einführung. — Einführung. — Quittungen. — Büchertisch.

Invocavit.

Text: 1. Joh. 3, 8.

Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre.

Das Paradies mit den ersten Menschen im Stande ihrer anerzschaffenen Unschuld und Gerechtigkeit scheint gar wenig Aehnlichkeit oder auch nur Zusammenhang zu haben mit dem, was das Evangelium dieses Sonntages erzählt, nämlich mit der Versuchung unseres Herrn in der Wüste durch den Teufel. Auf den ersten Blick scheint zwischen beiden kein Vergleich noch Aehnlichkeit zu sein. Das Paradies war ja ein lieblicher, mit allen Gaben reich gesegneter Fruchtgarten. Wie käme damit in Vergleich die Wüste, deren Name ja schon ihre traurige Beschaffenheit und völlige Unähnlichkeit mit dem Paradies anzeigt. Das ist wahr. Aber ein Zusammenhang ist da. Aus dem Paradies kamen die ersten Menschen in die Wüste, weil einst im Paradies dasselbe geschah, was wir auch in dem Evangelium unseres Sonntags geschehen sehen, nämlich eine Versuchung durch den Teufel. Nur, daß sie dort, im Paradies, einen höchst betrübten Ausgang nahm, während sie hier, in der Wüste, mit einem gar herrlichen Sieg über den Versucher endet. Und Gott sei Dank, daß hier in der Wüste der Ausgang der Versuchung ein so ganz anderer war als dort im Paradies. Ja, Gott sei Dank. Im Paradies fingen durch die erfolgreiche Versuchung der ersten Menschen durch den Satan, durch ihren Sündenfall, die Werke des Teufels auf Erden an; — aber in der Versuchung in der Wüste und mit dem siegreichen Bestehen des Sohnes Gottes in derselben hat recht angefangen die Zerstörung der Werke des Teufels.

Diese trostreiche und fröhliche Sache, nämlich

Die Zerstörung der Werke des Teufels durch den Sohn Gottes,

soll der Gegenstand unserer gegenwärtigen Betrachtung sein.

Wir fassen zunächst ins Auge
Des Teufels Werke.

Gewiß soll es eines Christen Freude sein, daß der Sohn Gottes dazu erschienen ist, die Werke des Teufels zu zerstören, und daß dies auch vollständig gelungen ist. „Es ist vollbracht“, nämlich dies große Werk der Zerstörung, so hat der Sohn Gottes selbst am Kreuze siegreich ausgerufen; der Vater hat es bezeugt; die Kirche Gottes, die Gemeinschaft der Heiligen und Seligen ist ein Beweis davon; der Glaube ist dessen gewiß. Aber soll sich der Christ dessen recht freuen, — sollen die, welche noch nicht diese Freude recht genießen, zu derselbigen kommen, so müssen sie recht erkennen und einsehen, was es mit den Werken des Teufels auf sich hat. — Es muß freilich gleich bemerkt werden, wenn wir hier die Werke des Teufels völlig und ganz gründlich beschreiben wollten, so würde dazu eine ganze Reihe von Betrachtungen nöthig sein und dennoch kaum ausreichen. Die Bibel ist ein großes, inhaltvolles Buch, die nur durchzulesen viel Zeit erfordert; und nun gar erst gründlich zu betrachten! Und sie thut, wie man mit Recht sagen kann, weiter nichts, als daß sie die zwei Stücke beschreibt, nämlich: einmal die Werke des Teufels und zum andern die Zerstörung dieser Werke durch den Sohn Gottes.

Wir wollen einmal die Werke des Teufels messen. Welch eine Höhe, Breite und Tiefe! Mit Staunen sieht man's, so man sie recht betrachtet.

Begeben wir uns zuerst in den Himmel, indem wir uns zurückversetzen in die ersten Tage der Schöpfung des allmächtigen Gottes. Da thront die hochheilige Dreieinigkeit, Vater, Sohn und Geist, in einem Lichtglanze, da niemand zukommen kann, vor welchem auch die starken Helden, die höchsten Engel, die Augen verdecken. Unzählbare Schaaren dieser Helden umschweben die göttliche Majestät. Groß ist ihre Herrlichkeit. Thronen, Fürstenthümer, Herrschaften werden sie genannt, anzuzeigen ihre Ehre, Kraft, Glanz und Würde. In ihnen allen lebt und regiert nur der eine Wille des Dreieinigen. Um ihn, den Allerhöchsten sein, das ist ihr Leben; Lobpreis ihre Freude; Gehorsam ihre Seligkeit.

Oher, so sollte man meinen, sollte es möglich sein, die Sonne aus ihrer Bahn und von ihrem Ort im Himmelsraum hinwegzubringen, als auch nur einen dieser starken Helden, der hohen Engel, zu be-

wegen, daß er nicht mehr wie ein Stern die Sonne, also dienend und preisend die hochheilige Dreieinigkeit umschweben sollte. Oher, sollte man meinen, müßte es möglich sein, das Licht der Sonne auszulöschen, als in irgend einem dieser heiligen Helden, der Engel Gottes, das von Gott selbst erschaffene Licht der Heiligkeit, des Gehorsams, der Seligkeit in Gott auszulöschen.

Aber, wie einst Gott, als er auf die Finsterniß blickte, welche das Erdreich bedeckte, in Barmherzigkeit und Liebe rief: „Es werde Licht!“ so sah einer der gewaltigsten Engel auf den Herrlichkeitsglanz des seligen Gottes mit Neid; — und Hochmuth und Haß gegen Gott wurden im Herzen geboren. Da hieß es: Es werde Finsterniß! — und es ward Finsterniß. Die Sünde war geboren; der hohe Engel war gefallen; der Teufel in dem Gefallenen erkanden. Und so hoch reichte seine Macht heran an Gott, daß er's vermochte, unzählige Schaaren der heiligen Engel mit seiner Sünde zu vergiften, von Gott loszureißen, in seinen Abfall hineinzuziehen. Sie verließen mit ihm ihre göttliche, himmlische, herrliche Behausung, warfen Gott ihr Fürstenthum, ihre hohe, herrliche Ehre hin. Und mit ihnen gründete der gefallene Engel des Lichts, nun der Fürst der Finsterniß, der Teufel, sein schreckliches Reich tödtlicher, giftigster Feindschaft wider Gott.

So war der Grund gelegt zu des Teufels Reich. Das war der erste Anfang seiner Werke. Indeß, die Bezeichnung „Reich des Teufels“ ist für jene erste Zeit des Abfalls von Gott und der Verlassung des Himmels nicht völlig zutreffend. Der Satan selbst und alle seine mitgefallenen und nun mit ihm in unausslöschliche Bosheit verfallenen Engel waren lauter Gebietende und Herrschende. Noch fehlte ihnen eine Unterthanenschaft, über welche sie herrschen konnten: noch fehlte ihnen ein Reich, angefüllt mit ungezählten Knechten und Dienern; über welche sie mit greulicher Tyrannei gebieten, mit denen sie wider Gott streiten, an denen sie endlich diesen zum Lohn ihren Haß und teuflische Lust in ewiger Qual üben konnten. Aber schon hatte der Teufel sich sein zukünftiges Reich erschaffen. Auf Erden begann er nun seine Werke. Und diese sind es, welche, weil sie von den allerschrecklichsten und fürchtbarsten Folgen für uns alle waren, auch darum die wichtigsten für unsere Betrachtung sind.

Am der Hand der Schrift treten wir in das Paradies. Welch eine herrliche und liebliche Wohnstätte es

ist! Wie lieblich und schön die von Gott hineingesetzten Bewohner! Die ersten Menschen sind's. Ein Ebenbild Gottes. Unschuldig, gerecht, voll hoher Erkenntniß Gottes. Sie stehen im seligsten Umgang mit Gott, wie ein Freund mit dem Freunde; seliges Genießen Gottes ist ihr lieblich Theil. Wie herrlich, wie köstlich!

Sollte es möglich sein, diese seligen Herzen der ersten Menschen dem von ihnen geliebten Gott zu entfremden, auch nur mißtrauisch zu machen wider Gott, oder gar zum Ungehorsam gegen ihn zu bringen? Diese Bande der Liebe zwischen Gott und seinen erstgeschaffenen Menschen zu zerreißen, dieselben von Gott zu trennen, also vom Leben zu scheiden und mit dem Ungehorsam in Jammer, Unseligkeit, Tod und Verdammniß zu stürzen? — Ja, so fragen wir mit tiefer, schreckenvoller Bewegung, so oft wir in dem Worte unseres Gottes lesen, daß gerade dies Werk dem Teufel gelang, die ersten Menschen abfällig zu machen von Gott; Gott zu zwingen, daß er dieselben aus dem seligen Paradies stoßen, den Fluch des Todes aussprechen und die ganze Erde zu einem Jammerthal seines Zornes und Gerichts machen mußte.

Und dies Werk, die Verführung der ersten Menschen zum Abfall von Gott, die Einführung der Sünde in die Menschheit, — das war der Anfang der Werke des Satan. Und das hat er nun in unauslöschlicher Feindschaft wider Gott gebaut, gepflegt, gemehrt, befestigt mit aller List, mit aller Kraft und Macht, mit Hilfe der ungezählten Schaaren seiner bösen Engel, mit Hilfe aller seiner Knechte und Diener, deren Schaar in dem Maße wuchs, als die Menschheit auf Erden wuchs und sich mehrte. Denn alle waren von Art und Natur als Nachkommen Adams hinfür seine geborenen Diener und Knechte, hineingeboren in sein teuflisch Reich, um, wo nicht ein Mächtigerer über den Teufel selbst kam, in diesem Reich zu leben und zu dienen und einst auch dieses Reiches ewiges Ende zu bekommen. — Die Sünde und ihre Herrschaft auf Erden, sammt allem, was daraus hervorgeht, — das sind die Werke des Teufels auf Erden. Sünde, Finsterniß, Feindschaft wider Gott ist seine Herrschaft und sein Reich auf Erden.

Ah, wo nehmen wir Zeit her, dies Reich der Sünde und Finsterniß nach Gebühr zu beschreiben! So weit die Erde geht, so weit geht dies Reich. Wir bewundern ein kunstreiches Gebäude, wie da alles so kunstreich ineinandergesügt und zweckmäßig eingerichtet ist, und noch mehr eine kunstreiche Maschine, in der alle die Räder und Rädchen, Hacken und Stifte und Kolben ineinandergreifen — alles zu einem Zweck und Dienst. So kunstreich zusammengefügt und wohl regiert ist auch des Teufels Reich. Alles und jedes an seinem Ort. Was auch die Welt als Welt aller Orten treibt, es hat einen Sinn, einen Zweck und Ziel, nämlich: Gott und seinem Willen in Feindschaft entgegenzusehen. Es ist kein Gott, sagt sie, und soll keiner sein; lasset uns zerreißen seine Bande; wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche. — Welch ein schreckliches Werk! Welch eine Fluth von Büchern, von Schriften, von Reden schäumt sie aus! Alle, alle voll von so grauenhaften Lästerungen wider Gott und alles Göttliche und Himmlische, daß eines Christen Mund erstarren müßte, sie zu wiederholen. Das sind die Werke des Teufels.

Siehe, da ist ein Mensch, dem, noch durch eigne Schuld, in seinen Unternehmungen zu irdischem Wohlstand oder zu Ansehen zu gelangen es mißlingt. Sein Herz schäumt und wallt in Haß und Grimm gegen Gott, der all sein Unglück verschuldet haben soll. Flüche wider Gott steigen aus seinem Herzen auf, Lästerreden, mit denen er selbst den Teufel übertreffen möchte. Ja, solche Scheusale von Menschen giebt es. Das sind die Werke des Satans. Alles Greuelhafte,

Entsetzliche, Empörende — es ist sein Werk, verrichtet durch die Sünde, die er in die Menschheit gebracht hat. — Da schleicht ein haßerfüllter Mensch in tiefer Nacht um das Haus seines Nächsten, dem er Rache geschworen, und legt den verzehrenden Brand an's Haus. In tiefem Schlaf werden die Bewohner von der Gluth überrascht und müssen, Mann, Weib und Kinder, eines entsetzlichen, jämmerlichen Todes sterben; — und der Mörder freut sich. Ja, entdeckt, erklärt er noch vor Gericht, daß sein Werk ihn nicht gereue und er bereit sei, es jeder Zeit wieder zu thun. Solche sind die Werke des Teufels. — Da lesen wir in der Zeitung von einem Vater, der seinem Sohne sein Vermögen übergeben, und der hat es dem alten Vater so gedankt, daß er ihm eine elende Bretterhütte angewiesen hat, in der man ihn auf halbverfaultem Lager, von Hunger abgezehrt, mit erfrorenen und schon brandigen Füßen gefunden hat. Das sind Werke des Teufels, der durch die Sünde mit solchem verfluchten Geiz und solch teuflischer Undankbarkeit gegen den Vater eines Sohnes Herz erfüllt.

Mögen immerhin solche Schreckenswerke selten sein. Wohl, — so sind sicher nicht selten Söhne und Töchter, die der Welt zu gefallen, gegen alle Warnungen verschlossen, der Kirche und Predigt, des Gebets und Christenwandels spottend, Bitten und Flehen der Eltern verachtend, es dahin gebracht haben, daß sie Vater- und Mutterherz mit Gram und Trübsal gebrochen haben. Werke des Teufels, herausgeboren aus seinem ersten Werk, der Sünde, die in uns allen ist. Kein Mensch ist im Stande, es alles zu beschreiben. Weit und breit gehen des Teufels Werke, die Sünde und ihre Greuel und ihr Verderben. Wo ist eine Kraft in uns, die er nicht verderbt, da er nicht sein Werk hat?! Verfinstert ist der Verstand, so daß er nichts weiß und versteht vom Geist Gottes, weder von seinem Wort noch von seinem Willen. Arg ist Herz und Gemüth des Menschen von Jugend auf; voll Lust und Liebe zu allem Bösen. Gefangen und geknechtet ist aller Wille unter die Sünde und unter die Dienstbarkeit des Satans.

Ja, wie weit und breit, wie tief hinein in alles menschliche Wesen gehen seine Werke, also, daß alles Wesen von Natur nichts ist als eben Fleisch, giftige Feindschaft gegen Gott. Wie die Luft alles durchdringt, so durchdringt des Teufels Werk, die Sünde, alles und jegliches in der Menschheit. Nicht Grenswerke allein mit schenßlichen Lastern und entsetzlichen Uebelthaten preisen ihn als den großen Herrn der Welt, sondern auch Werke, die vor Menschen und vor der Vernunft glänzen und gleißen. Da sind Tugend-same und Rechtschaffene in menschlicher Kraft; da sind Wohlthäter mit großen Liebeswerken; was sie thun, wollen sie, wie sie sagen, Gott thun, — aber nur einem Gott, der ihre Werke als ausgezeichnete Werke und sie selbst als Heilige anerkennt und preiset; den wahren Gott aber, der da sagen läßt: „Alle eure Gerechtigkeit ist wie ein unflätig Kleid“, — den verachten sie. Was sind also solche Rechtschaffenheit, solche gleißende Tugend, solche Werke der Wohlthätigkeit? Nichts anderes denn Sündenwerke des Teufels.

Ja, gehen wir selbst in die Christenheit hinein. Da sind Hochmüthige, die sich in keine Ordnung Gottes schicken wollen; da sind Verblendete, die nach ihrem Gefallen Gottes Wort verdrehen und Irrlehre anrichten; da sind Verbitterte, die mit Feindseligkeit das Friedensreich Gottes zerrütten, — offenbare Werke des Teufels, inmitten der Christenheit! Ja, wir gehen noch einen Schritt weiter. Du selbst, lieber Leser, bist durch Gottes Gnade ein Christ. Als solcher betest du auch, — aber irdische, fleischliche Gedanken fahren dir durchs Herz und beslecken dein Gebet. Du thust aus Gottes Kraft Werke, die ihm gefallen, — aber hinterher kommt dein Hochmuth und thust dir was zu Gute

über deinen Werken. Du sitzt in Trübsal und gedenkst Gott stille zu halten, — aber im Herzen steigt auf Unzufriedenheit mit den Wegen Gottes und Bitterkeit gegen ihn selbst. Du giebst einem Bedürftigen; du giebst für Gottes Reich, — aber nachher reuet es dich. Du vergiebst deinem Beldiger, — aber im Herzen vergiffest du nicht. Du hast liebreiche Worte gegen den Nächsten, — aber im Herzen arge Gedanken. Siehe, dies und vieles andere, das sind Werke des Teufels, die durch sein erstes Werk, die Sünde, in dir geschehen. Und solches, was wohl zu merken, ist nicht etwa eine gewaltsame Knechtung, so daß der mit Hand und Fuß sich sträubende und sich wider des Teufels Herrschaft setzende Mensch dazu gezwungen würde, sondern man thut's fröhlich, willig, gern, ein jeder in seiner Weise und Art. Nur daß das Gewissen mehr oder weniger klar und deutlich bezeugt: Du bist ein Greuel vor Gott; und daß das Herz gängstigt wird um der Folgen willen, welche die Werke des Teufels an denen haben, in welchen er sie ungestört haben kann.

Vergegenwärtigen wir in Wenigem uns auch diese noch, nämlich

Die Folgen der Werke des Teufels.

Wenn ein Mensch die Wege der Sünde und des Verderbens gegangen und der Teufel sein Werk in ihm gehabt, dann ist es seine Lust, sein Werk an ihm zu vollenden damit, daß er ihn in Verzweiflung stürzt. An Gott und der Welt verzweifelnd, greifen Hunderte und Tausende zum Strick, zu Gift, zum Revolver in der Meinung, ihrem Glend ein Ende zu machen, und stürzen sich doch damit nur in das ewige Verderben, in Höllepein, daraus keine Erlösung mehr ist. Das sind die Werke des Satans in ihren letzten Früchten. — Aber auch ohne daß es zu einem solchen Abschluß des Lebens kommt, sind die Folgen der Werke des Teufels schon grausig genug und herzerreißend. Theure Kinder werden den Eltern entrisen durch einen frühen Tod. Welch ein Jammer, wenn Vater und Mutter ihr geliebtes Kind sehen müssen, wie es mit dem Tode ringt; mit ihm alle die süßen Hoffnungen, die sie auf dasselbe gesetzt, begraben zu müssen. Oder welch ein Jammer, wenn umgekehrt Vater oder Mutter den hilflosen Kindern entrisen werden! Welcher Gram und bitterer Schmerz, wenn der Tod dem Manne die geliebte Gattin dahintrafft. Al' dies Glend, dieser Jammer durch Tod und Sterben — ist eine Folge der Werke des Satans.

Freilich hat Gott den Fluch des Todes gesprochen über die Sünde und muß der Tod kommen, der Sünde Sold; — aber daß der Tod zu uns hindurchdringen mußte, ist Satans Werk, weil sein Werk die Sünde ist, in die durch sein Verführen die ersten Menschen gefallen sind. So sind ja all die Ströme von Thränen, die um geliebte Kinder, Eltern und Gatten, vom Tode dahingerissen, geweint werden, — alle von Gram und Kummer hierüber zerrißenen und gebrochenen Herzen, wahrlich nichts als eine Folge der Werke des Teufels. Denn sein Werk war es, daß Gott genöthigt ward, mit seinem Fluch die Erde zu schlagen. — Und sehen wir auf uns selbst, — was ist's denn, was immer heimlich uns nagt und beißt, in stillen Stunden schreckt, in fröhlichen Tagen oft plötzlich still und verzagt macht? Der Gedanke an unsern Tod ist es. O, wir armen, gebundenen Knechte der Todesfurcht, die wir seufzen müssen: „Ach was ist aller Menschen Leben!“ oder: „Wer weiß wie nahe mir mein Ende“, oder mit den Worten des Apostels: „O, ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“ Diese Todesfurcht, dies Aengsten und Schrecken, — sie sind die Folgen der Werke des Teufels, denn Gott hat den Tod müssen kommen lassen um der Sünde willen, die der Stachel des Todes ist, die den Tod

bitter macht und alle die vorhergehenden Schrecken in den geängsteten Gewissen erregt. Und sie selbst die Sünde, die den Tod bitter macht, ist Satans Werk, durch ihn in Verführung der ersten Menschen in die Welt gekommen.

Aber nicht auf Erden enden die Werke des Teufels und erschöpfen sich die Folgen derselben. Ihre letzte Frucht ist ewig, ewiger Tod, ewige Verdammniß. Das mußte Satan, daß Gott seine Drohung wahr machen werde: „Du mußt des Todes sterben“; er wußte, was ewiger Tod, Fluch und Verdammniß sei; — war er selbst doch schon von Gott mit ewigen Ketten der Verdammniß gebunden. Das war seine Freude an seinem Werk, daß er Gott zwingen konnte, das Werk zu verdammen, das er mit Liebe geschaffen, und denen ewige Pein bereiten in der Hölle, die Gott so gern in seinem Himmel sehen wollte.

Die Schrift sagt: „Groß sind die Werke des Herrn; wer ihrer achtet, der hat eitel Lust daran.“ Leider aber muß man dagegen auch sagen, daß gewaltig auch des Teufels Werke sind, die er unter Gottes Zulassung hat thun können. Und wer sie ansieht in ihrem Greuel, in ihren Schrecken, in ihren entsetzlichen Folgen; wer es weiß und erkennt, wie auch er gleich als in einem Netz mitverstrickt und mitgefangen ist in diesen Werken des Teufels, ja von Natur und Art ein fleißiger Mitarbeiter im Dienst des Teufels, — der muß wohl ausrufen mit dem Apostel: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“ — Gelobt sei Gott in Ewigkeit, daß dazu erschienen ist der Sohn Gottes, die Werke des Teufels zu zerstören. Und dies, die Zerstörung der Werke des Teufels durch den Sohn Gottes, soll, so Gott will, der Gegenstand unserer nächsten Betrachtung sein. Unsere gegenwärtige Betrachtung aber schließen wir schon mit dem fröhlichen Glaubensbekenntniß, das St. Paulus auf jenen betrübten Seufzer thut, mit dem Lobpreis, in den er ausbricht: „Ich danke Gott durch Jesum Christ, unsern Herrn.“ Amen.

Die Geschwister.

Eine Geschichte aus den Schrecknissen des 30jährigen Krieges.

Von A. B.

(Fortsetzung.)

Die Menge, schon im Begriff, sich zu zertheilen, wurde plötzlich zurückgehalten.

An der Thür des Kirchleins sah sie ein Bild, das so schön war, daß vielen die Augen übergingen.

Die Geschwister lagen sich laut weinend und jubelnd in den Armen und drückten sich so fest und innig ans Herz, wie es nur Zweie können, die auf der weiten Welt nichts Lieberes haben als sich.

Auf einen mächtigen Eichenstoc gelehnt, stand der Köhler Adrian dabei und wachte sich übers Gesicht, und dann schüttelte er dem Knaben die Hand und rief: „Gottlob! Ich dachte schon, sie stürbe vor Gram.“

„Das ist ihr Bruder,“ sagte er darauf zu der Frau, die staunend neben ihm stand. „Das ist er, ja, das ist er.“

Er mußte etwas sagen, obwohl die Frau es sich selbst sagen konnte. Der brave Mann, so rauh er äußerlich erschien, hatte ein Herz, in dem die Empfindungen gewaltig überströmten.

„Ja, wo bleibst Du so lange?“ fing er wieder an. „Im Schnee wäre sie umgekommen, wenn wir länger im Heidenwald geblieben wären. Es ging um die Welt nicht. Und ich dachte, Du wärest todt, obgleich ich ihr zuredete, Du lebstest und würdest uns sicherlich aufspüren. Konntest es freilich nicht, weil ich ins Hessenland ging, woher ich bin.“

Hänsel hörte nur mit halbem Ohr. O, was hatte er um sein Schwesterlein auszustanden! Und nun hatte er sie wieder, sein Liesel! Aber als sie fragte: „Hast Du den Vater gefunden?“ da mußte er traurig den Kopf schütteln.

VIII.

Bier Jahre sind eine lange Zeit, wenn darin so viel geschieht wie sonst nicht in vierzig Jahren.

Am 24. Juni 1630 war der Schwedenkönig Gustav Adolf an der pommerschen Küste gelandet. Bald darauf hatte er, nachdem der Herzog von Pommern sich mit ihm vereinigt, Pommern und Rügen von den Kaiserlichen gefäubert.

In seinem Heere herrschten Manneßucht und Frömmigkeit, so lange er es führte. Zweimal täglich sammelten sich die Truppen zum Gebete. Der edle Geist, der in den Kriegern gepflegt wurde, gewann ihnen im Sturme die deutschen Herzen. Man sah ein Heer, das nicht auf Verwüstung aus war. Nur ein Theil der deutschen Fürsten hielt sich, aus Furcht vor dem Kaiser, kühl zurück. Die Stadt Magdeburg schloß sich dem Schwedenkönig in erster Reihe an.

Ihr galt vor allem der Zorn der kaiserlichen Feldherren. Gustav Adolf war außer Stande, sie zu retten. Am 10. Mai 1631 erlag sie dem Anstürmen Tillys und Pappenheims, worauf sie aufs entsetzliche geplündert und dem Boden gleich gemacht wurde.

Aber im selben Jahre siegte Gustav Adolf bei Leipzig und Breitenfeld auf das glänzendste. Deutschland lag ihm mit einem Schlage offen. Nicht lange, so stand er mitten im Herzen Deutschlands.

Im Jahre 1631 war es denn auch, als schwedische Truppen ins Dillthal eindrangen und ihren Vorstoß bis auf die Berge an Lahn und Dill ausführten, wo bisher die Kaiserlichen als schreckliche Herren gehaust hatten.

Hohensolms und Königsberg, Erda, Altenstädten und Mundersbach, wo sie es sich hatten wohl sein lassen, wurden eiligst geräumt. Fast ohne Schwertschlag rückten die Schweden an ihre Stelle und warfen dicht bei dem Dorfe Erda, ein halbes Stündchen von Hohensolms, dem Herrschaftssitz der damaligen Solms'ser Grafen, eine mächtige Schanze auf, deren Umrisse und Name „Schwedenschanze“ noch heutiges Tages vorhanden sind.

In jenen Tagen lag eine Mühle zwischen Offenbach und Bischofen im sogenannten Hinterland. Von Dillenburg geht der Weg immer zwischen Bergen über Seelbach und Bicken nach Offenbach.

Die Mühle war nicht an der Straße, sondern ganz abseits in einem lachenden Wiesenthal gebaut. Das Geklapper ihrer Räder drang nicht an das Ohr der Wanderer oder der Kriegsvölker, welche von Ort zu Ort zogen. Nur der Wald war mit dem Rauschen dieses Mühlrads vertraut, der Wald und die Wiege, an der sie lag, und die Vögel, welche dort bauten und sangen, das Reh- und Hirschwild, das dort in der Nähe wechselte und recht gut wußte, daß es nichts zu fürchten hatte.

Ehemals war dies anders. Der Müller war ein leidenschaftlicher Jäger gewesen. Er lag nun im Grab auf dem Kirchhofe zu Offenbach. Das Wild brauchte seine Büchse nicht mehr zu fürchten. Ihr Feuerlösch war verrostet.

Es war ein köstliches Plätzchen in jenen wilden Tagen. Nichts als die Waldstimmen unterbrach die Ruhe der Waldmühle, wie das kleine Gehöft mit dem Wiesenplan und dem Ackerland genannt wurde.

Doch es ist zu viel gesagt, wenn wir sagen, daß sonst kein Ton die süße Ruhe belebte.

Zwar das Mühlenrad rauschte selten mehr. Warum sollte es rauschen, wenn es nichts zu mahlen gab? Der Ackerbau lag in den schrecklichen Kriegs-

zeiten zum Theil brach. Es fehlte an Kräften, die die Pändereien gebührend bestellten. Die Kornfelder mußten sich gefallen lassen, von muthwilligen Reitertrupps zerstampft zu werden. Die Wurzeln und Beeren in den Wäldern nahmen eine wichtige Stelle auf der Speisekarte ein.

Aber wenn auch das Mühlenrad selbst meistens stille stand und im Waldkonzert wenig mehr galt, so waren ein paar Kinderstimmen auf der Mühle da, die auf das Gehöft Leben brachten und mit den Thierstimmen wetteiferten.

Seht nur, ein Knabe tritt aus dem Stall, einige Schafe und ein paar Ziegen folgen ihm, fromm wie Lämmer, und lecken seine Hände, die er ihnen hinhält, ein Mägdlein kommt hinterdrein, und vor ihr her springt ein Zicklein mit seltsamen Sätzen, welche beweisen, wie es sich auf die grüne Bergeshalde freut, der der kleine Zug zutreibt.

Man sollte nicht denken, daß Krieg in der Welt ist. Was kann es Friedlicheres geben als diese Kinder mit ihren Schafen und ihrer Ziegenchaar! „Hänsel,“ rief die Müllerin, die hinter der Mühle frische gewaschene Wäsche ausbreitete, „geht nicht zu weit von den Thieren fort, wenn Ihr Wurzeln sucht, und Du, Liesel, komm und hilf mir erst die Wäsche fertig legen. Der Fluß schmerzt mich wieder in den Gliedern.“

Liesel war hurtig zur Hand. Es war eine Lust zu sehen, wie sie half oder vielmehr alles selbst besorgte, während die Müllerin ihren Rücken schonen konnte.

Im Umsehen hatte das flinke Kind alles besorgt. Die Müllerin kehrte in die Mühle zurück, Liesel sprang ihrem Bruder nach, der ein gutes Stück voraus war, da er mit den Thieren um die Wette die Höhe hinauf eilte.

Unten im Mühlenthal lebte sich so gut, aber droben auf der rasigen Halde, wo die Waldesshatten ihre blauen Schleier über den lichtgrünen Grund warfen, wo die Eidechse durch das Gras raschelte und die Eickfärschen auf Bucheckern Jagd hielten, da oben, wo man auf die Mühle hinabschaute, und das Bächlein, welches vom Rade abgeleitet, seitwärts fort sprang, wie lauter Kristall blinkte und perlte, wo der Blick das kleine Waldthal beherrschte und man, selbst umgesehen, ein Stücklein der Landstraße überblicken und sehen konnte, was hin und wieder zog, da oben war es nicht minder schön als drunten und für Kinderaugen schöner noch.

Hänsel drehte sich, oben angelangt, lustig um sich selbst. Er wollte das Rundbild, das sich dort darbot, in einem überschauen. Ihm war alles gleich lieb, das goldgrüne Thal mit dem Mühlengehöft, die Berglehne drüben mit der dunkeln Waldlinie und dem ewigen Spiel zwischen Licht und Dunkel, der duftende Wald, in dessen Schatten er stand, die welligen Bergeshöhen links in der Ferne und die Straße, die rechts unten wie ein weißes Band sichtbar wurde.

Auch sein Schwesterlein reckte den Hals und spähte umher. Sie that es zugleich mit dem frohen Dankgefühl eines Herzens, daß sich bei jeder Erinnerung an die Ferne enger und enger an die heimische Stelle schmiegt.

Plötzlich ergriff sie Hänsels Hand.

„Wir wollen hier nicht wieder weggehen,“ sagte sie, und ihre Stimme zitterte.

„Wer denkt daran?“ sagte er, sie verwundert anblickend, oder wo sind wir denn schon weggelaufen?“

„Du hast recht,“ antwortete sie. „Wenn ich so weit um mich sehe, denk' ich immer gleich an die weite Welt und wie wir umherliefen auf allen Wegen und nicht wußten, wo wir bleiben sollten, wenn es Nacht wurde oder ein Unwetter kam. Und wie Du von mir zogest, um den Vater zu suchen, und was für eine Angst ich ausgestanden habe! Nicht sagen kann ich.“

An das alles muß ich hier oben denken, und darum bleib' ich lieber unten, wo ich gar nicht um mich sehen kann."

"Möcht' ich denn fort von hier, wo wir eine schöne Schlafkammer und einen warmen Ofen, wenn es kalt ist, und unser Essen und sogar Haberbrod haben?" rief der Knabe. "Ich bin dem lieben Gott dankbar jeden neuen Tag, Viejel, und wenn ich denke, wir müßten wieder von einander, so wollt' ich lieber gleich sterben. Aber hier oben steh' ich doch für mein Leben gern und schaue mich um, je weiter desto besser, und hätt' ich keine Stelle, mich umzusehen, so möcht' ich unsere Mühle nimmer so gern. Und drehst Du Dein Räschen nicht auch nach allen Seiten, so oft wir hier oben sind?"

"Das thu' ich, weil man von hier eben anschauen muß. Wer muß es nicht, wenn er den Dingen auf dem Kopf steht wie hier? Es ist vom lieben Gott so gemacht, daß die Berge zum Umschauen sind. Müßt' ich nur nicht dabei schwere Gedanken haben, als ob ich mich umsähe mit Dir, wohin wir nun weiter wollten."

Hänsel hatte zuletzt nur halb zugehört, was sie sagte.

Auf der Landstraße wurde es lebendig. Er wollte sehen, was es gebe?

Flink wie eine Eicktag war er einen Baum hinauf und setzte sich auf einen Ast, über dem das grüne Laubdach der höheren Zweige gegen die Sonne einen prächtigen Schirm bildete.

"Viesel! Viesel!" sprach er hinunter zu ihr, die bang und erwartungsvoll ihre Augen bald ihm, bald der Landstraße zuwandte, "das ist ein seltsam Kriegsvolk, das da einherzieht, habe nimmer dergleichen gesehen. Komm rasch auf die Platze dort drüben am Walde, damit wir's genau sehen können."

"Ich bleibe hier", sagte das Mädchen entschieden, "willst Du hin, so hüte Dich, daß sie Dich nicht sehen von unten, sie könnten sonst zu uns kommen."

Der Knabe sprang eifrig fort und verschwand vor den Augen des nachblickenden Mädchens bei einer Waldecke.

(Fortsetzung folgt.)

Schneeballen.

Im Winter machen sich die Kinder Schneeballen. Nicht wahr: je länger sie sie in der Hand behalten, desto mehr schmelzen sie, und endlich ist's lauter Wasser. So ist's mit unserm Leben. Heute sagst du: "Ich will für das Reich Gottes hundert Dollars geben." Wenn du dich aber besinnst, — morgen sind's schon nur noch fünfzig. Der Schneeball fängt an zu schmelzen. Nach drei Tagen giebst du nur noch zehn, und nach acht Tagen gar nichts mehr. Solche Schneeballen muß man gleich wegwerfen. Das hat einmal in Stuttgart bei einem kirchlichen Fest ein Prediger gesagt. Nach der Predigt kam ein Herr zu ihm, drückte ihm ein Papier in die Hand und sagte: "Das ist mein Schneeball." Als der Pastor es aufmachte, waren tausend Mark (\$250) darin. Der Geber hat recht gut gewußt: Giebt er das Geld nicht gleich her, so kommt der Teufel und affordirt mit ihm und sagt: "Du wirst doch nicht so dumm sein und so viel hergeben. Mit so viel ist es noch lange genug." Also jeder an seinem Theil und nach der Kraft, die ihm Gott gegeben hat.

Merck dir das, lieber Leser, für unser neues Predigerseminar, das gegenwärtig gebaut wird, dadurch das Reich Gottes durch die Lehre des reinen seligmachenden Wortes erbaut wird. Gieb deinen Schneeball, einen recht ansehnlichen, in Gestalt eines erheblichen Beitrags zu Ehren Gottes, recht bald deinem Pastor, ehe der Schnee schmilzt!

Die Predigt des göttlichen Wortes.

Das Wort Gottes ist der Kirche hoher Schatz und herrliches Gut. Das rühmt der Psalmist im Psalm 147, 19. 20. und wir rühmen es mit allen Gläubigen. Wir danken Gott, daß wir sein liebes Wort haben und zwar so reichlich, so gewiß und fest, nämlich in der Bibel oder heiligen Schrift, in so vielen Büchern, die Gott der Heilige Geist durch Propheten und Apostel geschrieben. Und wer Gott dankt, der braucht dies Wort, nämlich also, daß er's fleißig liest, und braucht es recht, also, daß er mit Andacht liest, darin einzudringen sucht, darin ernstlich forscht, darin täglich, also mit Fleiß und Eifer forscht (Apostelgesch. 17, 11).

Der liebe Gott hat aber seiner Kirche nicht nur sein Wort, geschrieben in der Schrift, geben wollen, daß man's soll lesen und darin forschen, sondern er wollte auch Prediger geben, die sein Wort predigen (Galä 41, 27). Das war von Ewigkeit her in Christo sein Gnadenwille, daß das Geheimniß zur Seligkeit gepredigt würde (Eph. 1, 10). Er hat auch ein besonderes Amt der Prediger gestiftet und Befehl gethan, zuletzt durch seinen lieben Sohn, unsern Heiland, daß das Predigtamt in der Kirche sein soll bis zum jüngsten Tage (Matth. 28, 18—20) und daß die Prediger als das allerhöchste und wichtigste Stück ihres Amtes die Predigt sollen ansehen (1. Cor. 1, 17).

Also ruft nun Gott allen Predigern zu und gebietet vor allem dies: Prediget! Prediget! Und wenn sie nun fragen: Was sollen wir predigen? wie man hört den Propheten fragen Jes. 40, 6, so lautet die Antwort: Das ganze Wort Gottes prediget. Das Wort prediget, was dem Menschen dies offenbart und ansagt: Alle deine Güte ist wie eine Blume auf dem Felde. Das Heu ist verdorret, die Blume ist verwelket Jes. 40, 6. Das Wort prediget, welches den Menschen abhauet wie eine Blume auf dem Felde, ihn tödtet, das ist, dem Tode, nämlich dem ewigen, überantwortet, weil es die Verdammniß über ihn predigt 2. Cor. 3, 6. 7. 9. Also das Wort des Gesetzes prediget. So will's der Herr unser Heiland Matth. 5, 18. 19., Luc. 16, 17. und also halten es die Apostel und weisen auch ihre Mitprediger an, daß sie sollen recht das Gesetz predigen 1. Tim. 1, 3—8. Aber, daß dies Wort des Gesetzes den Sündern geprediget wird und sie dadurch zur Erkenntniß der Sünde gebracht und in Angsten um der Verdammniß willen gestürzt werden, ist nicht Gottes Hauptabsicht mit seinem Predigtamt und seinen Predigern, sondern dies: Tröstet, tröstet mein Volk. Sprechet mit Jerusalem freundlich! Predigt die Freudenbotschaft: Siehe da ist euer Gott, das Kind in der Krippe, das der Hirte soll sein, euch zu weiden zum ewigen Leben. Prediget, befiehlt unser Gott und Heiland allen Predigern, das Evangelium aller Creatur, Marc. 16, 15.

Also sollen Gottes Prediger das ganze Wort Gottes predigen, sowohl das Gesetz als das Evangelium. Und dazu giebt noch Gott in der Schrift diese Weisung hinzu, daß seine Prediger nun auch das ganze Gesetz und das ganze Evangelium sollen predigen. Unser Heiland erklärt selbst sein Mißfallen an solchen Predigern des Gesetzes, die etwa an mancherlei minderwichtigen Dingen beständig feste kleben und darüber das größte und schwerste im Gesetze, Liebe und Barmherzigkeit und Gericht Gottes dahinten lassen (Luc. 11, 42., Matth. 23, 23). Aber derselbe unser Heiland lobt die Prediger des Gesetzes auch nicht, die da wollten so manch Stück der Gesetzeslehre für zu geringe für ihre Predigtkunst achten, sondern rühmt die als große Prediger im Himmelreich, die auch die etwa klein und gering scheinenden Stücke des Gesetzes fleißig lehren (Matth. 5, 18. 19). Also soll es nun

erst recht mit dem Evangelium gehalten werden. Das will der liebe Heiland auch ganz, wie er's gepredigt und den Jüngern anbefohlen, und in allen Stücken gepredigt haben Matth. 28, 20., Joh. 14, 26.; 16, 13. 14. So hat es auch Paulus wohl gewußt, daß er als Prediger den Reichthum Christi, das ist: das ganze, volle Evangelium zu verkündigen hätte, wie er zu den Ephesern Kap. 3, 8. ausspricht, und es ist ihm am Ende seiner Laufbahn (Apostelg. 20, 25) tröstlich, daß er zu denselben Ephesern sagen kann, er hätte ihnen nichts verschwiegen vom Evangelio, der hochtheuren Offenbarung des gnädigen Gottesrathes zur Seligkeit, sondern es ihnen ganz gepredigt (Apostelg. 20, 27). Also haben auch heute alle Prediger Gottes gleicher Weise zu thun. Es ist ihnen nicht Freiheit gegeben, etliche Lehren beständig zu predigen und bei allen Texten auf dieselben zu fallen, dagegen gar manche Lehrstücke des Evangelii gänzlich dahinten zu lassen zu großer Beeinträchtigung der Erkenntniß ihrer Hörer. Sie sind vie'mehr nach göttlicher Weisung in der Schrift verbunden, den ganzen Reichthum des Evangelii vorzulegen und darzulegen, wenn auch das wiederum nach der Schrift klar und gewiß ist, daß manche Lehren wie Buße, Rechtfertigung und Heiligung von allen andern reichlich und fleißig gepredigt werden sollen.

Nun scheint wohl nicht noth, dem weiter nachzugehen, was das heißt: Gottes Wort predigen. Denn das sollte wohl in aller Christenheit bekannt genug sein. Ja, es sollte, aber es ist nicht. Um so mehr ist wohl gethan, was immer wohl gethan ist, daß wir darauf achten (2. Petri 1, 19), wie Gottes Wort selbst das Predigen beschreibt, was also Gott will von den Predigern geleistet haben, wenn er ihnen das Werk des Predigens auflegt und was die Prediger in ihren Predigten vor allen Dingen müssen ausrichten, wenn es soll gepredigt heißen.

(Eingefandt.)

Erfahrungen und Arbeit eines Reisepredigers.

(Fortsetzung und Schluß.)

Daß Gott der Herr uns manchmal nach seinem weisen Rath zum Handlanger brauchen will, während man dies oft erst späterhin erkennt, dafür soll nun noch eine Geschichte als Beleg hinzukommen.

Am 8. Novbr. v. J. wurde ich zum Begräbniß eines alten Mannes, welcher durch einen Fall von der Treppe im Hause zu einem plötzlichen Tod kam, gerufen. Hier hatte ich gesehen, was es ist, wenn jemand plötzlich stirbt und die Angehörigen nicht mehr Zeit gewinnen, Abbitte zu thun über Unfreundlichkeit u. s. w. Ich mußte es wehren, daß sie nicht vor dem Todten, der es doch nicht mehr hören konnte, niederfielen und ihn um Verzeihung baten; ich wies sie zu dem lebendigen Gott. Auch gelang es mir, ein herrliches Gebetbuch aus der guten alten Zeit, und Bollhagens Gesangbuch, welches der alte Mann so gern gehabt haben soll und das ihm deswegen schon in den Sarg hineingelegt worden war, den Wärmern zu entreißen, mit der Bemerkung an die Hinterbliebenen, daß der Todte keinen Nutzen mehr davon habe, dagegen aber ihnen, den Lebendigen, durch fleißigen Gebrauch die Bücher noch zum großen Segen werden können. Obwohl dies ja auch werth ist zu berichten, so ist es doch nicht die Hauptsache, die ich berichten wollte, sondern folgendes:

An demselben Abend wollte ich mit dem Schnellzug nach Rhinelandern fahren, aber hinter Hurley verunglückte ein Zug und ich mußte warten. Da aber an dieser Station kein Nachtelegraphist angestellt ist, so konnte ich im Bahnhof nicht warten, ging deshalb in das in der Nähe stehende Gebäude, in welchem sich

die Maſchine zum Füllen des Waſſerbehälters behufs Speiſung der Locomotiven-Keſſel befindet. Dort hält ſich des Nachts ein junger deutſcher Mann auf, der zugleich die Bahnzüge mit Kohlen verſorgt, die Wagenräder auf ihre Sicherheit unterſucht u. ſ. w. Bei dieſem jungen Manne mußte ich des Nachts bis 2 Uhr warten. Hier muß hervorgehoben werden, daß dieſer Mann nicht ein ſolcher war wie der, von dem ich oben berichtete, ſondern ein fleißiger, ſparsamer (er hat ſich in drei Jahren über \$700 erſpart), ſtiller, ehrbarer junger Mann war, wie es wenige heutzutage in ſeinem Alter giebt. Aber freilich durch die Ehrbarkeit kommt kein Menſch in den Himmel, das ſagt Gottes Wort. Mit dieſem Manne alſo habe ich in finſterer Mitternachtſtunde von dem E i n e n , was Noth thut, geredet; habe ihm Geſetz und Evangelium verkündigt, und machte ihn auch darauf aufmerkſam, daß man nicht wiſſen könne, wann, wo und wie Gott der Herr einen abberufenen könne. Er nahm Alles mit Dank an. Auch gab ich ihm einige Traktate: „Was muß ich wiſſen, um ſelig zu werden“ und andere. Er wurde ſehr zutraulich; ſchließlich zog ich noch ein Stück Kuchen aus der Taſche und theilte daſſelbe mit ihm. Als der Kuchen verzehrt war, kam der Zug. Nach vier Wochen kam ich wieder an jenen Ort, um daſelbſt Gottesdienſt zu halten; mein Freund kam auch wieder und hörte fleißig zu. Nach beendigtem Gottesdienſt forderte er mich auf, Auskunft zu geben, ob ein Menſch nach dem Tode erſcheinen könne? Auf Grund des göttlichen Wortes habe ich ihn und Andere zufriedengeſtellt. Es war ein ernſter Unterricht, ja ſolcher Unterricht nach der Predigt bringt oft eben einen ſo großen Segen als die Predigt ſelbſt. Gegen 11 Uhr ging er an ſeinen Poſten und des Morgens 3½ Uhr weckte er, nach ſeinem Verſprechen, mich auf, und ich fuhr mit dem Schnellzug über Hurler nach Wakefield, Mich. Als ich nun letzte Woche, vier Wochen ſpäter, wieder dorthin fuhr, dachte ich unterwegs: Robert wird mich wohl wieder aufwecken. Aber wie wurde ich überrascht, als ich noch auf der Reiſe hörte, er ſei plötzlich geſtorben. In jenem Maſchinenhauſe, in welchem ich ihm den Heiland lebendig vor die Augen malte, ſoll er durch Kohlengas erſtickt ſein; ſo beſtätigte der Arzt. Um 11 Uhr hatte er noch ſeine Arbeit für den Schnellzug beſorgt, und zwei Stunden ſpäter, als der Frachtzug kam, war er ſchon todt. Eine niedrige Bank, auf welcher ich ſonſt neben ihm ſaß, ſtellte er in der Regel vor den Feuerplatz des Dampfkeſſels, ließ die Thür des erſteren offen ſtehen und legte ſich dann auf die Bank; ſo fanden ſie ihn neben der Bank liegen, die Taſchenuhr noch in der Hand haltend. Iſt das nicht merkwürdig, lieber Leſer? Dürfen wir nicht hoffen, daß Gott der Herr ſein Wort, welches in ſchlichter, einfacher Weiſe an ſein Herz geredet wurde, alſo geſegnet habe, daß mein Freund Weihnachten im Himmel feiern durfte? Ich hoffe es. Aehnliche Erfahrungen kann ich berichten, die zur Ehre Gottes und, wie ich hoffe, zur Förderung ſeines Reiches dienen. Doch für dieſesmal werden wir uns verabschieden müſſen. So Gott will, werde ich das nächſte Mal erzählen, wie eine Geburtstagsfeier, die mit einem Tanz verbunden ſein ſollte, in eine chriſtliche Geburtstagsfeier verwandelt wurde. So lang ſei nun jeder Gemeindeblattleſer Gott und ſeiner Gnade befohlen. J. D.

Gebrauch des Irdiſchen.

Wenn ein Täublein ein Körnlein geſſen, ſiehet es alsbald in die Höhe; alſo ſoll ein gläubiger Menſch im Gebrauch des Zeitlichen immerdar in die Höhe ſehen, das Herz zu Gott richten, und ihm danken, und ja nicht am Irdiſchen kleben bleiben.

D. J. Gerhard.

(Eingefandt.)

Unſere Erlebniffe auf der Reiſe zu und unter den Indianern des Südweſtens.

(Fortſetzung.)

Die Pima-Reſervation, auf der ſich ſeit elf Jahren eine Indianer Miſſionsſtation befindet, war das nächſte Ziel unſerer Reiſe. Die Agentur dieſer Reſervation, wo der Miſſionar wohnt, liegt im Sacaton Thale. Um dorthin zu kommen, mußten wir mit der Eiſenbahn nach Casa Grande, Arizona, und dann noch fünfzehn Meilen mit einem Fuhrwerk fahren. Wir verließen am Montag Morgen, früh um vier Uhr Tucson und kamen gegen ſieben Uhr in Casa Grande an. Von hier wollten wir per Poſt nach der Agentur fahren, aber der Poſtkutſcher wollte oder konnte uns nicht mitnehmen. — Wir mußten uns alſo nach einem anderen Fuhrwerk umſehen. Endlich fanden wir einen Fuhrmann, der am Abend zuvor von Florence gekommen war und nun heimfahren wollte. Derſelbe ließ ſich bereit finden, auf ſeiner Rückfahrt einen Umweg zu machen und uns nach der Agentur Sacaton zu bringen.

Als wir auf unſerer Fahrt dorthin ein Stück des Weges gefahren waren, frugen wir unſeren Fuhrmann: ob er denn den Weg nach der Agentur auch genau kenne. Er meinte, er kenne hier die hohen Berge und wer die hier kenne, der könne nicht irren fahren. Wir ſollten aber leider gar bald erfahren, wie ſchlecht er den Weg kannte. Denn wir kamen nun gleich in ein Labyrinth von Gräben, die in der Regenzeit durch das Gebirgswaſſer zwei bis vier Fuß tief ausgewaſchen worden waren. Nur durch feſtes Anklammern an den Wagen konnten wir es vermeiden, beim Durchfahren der Gräben aus dem Wagen geworfen zu werden. Wir fürchteten, die Kutſche werde jeden Augenblick umwerfen oder zerbrechen, doch unſer Fuhrmann verſicherte uns, daß noch keine Gefahr vorhanden ſei. Er ſagte: „Mein Wagen iſt viel breiter als ein gewöhnlicher und wirft darum nicht leicht um, überdies iſt die Kutſche für ſolche Fahrten gebaut.“ Jedoch der Gräben wurden immer mehr, ſie wurden auch noch immer tiefer. Endlich mußten wir doch umkehren, die Gräben noch ein Mal durchfahren und dann eine andere Richtung einſchlagen. Als wir glücklich wieder auf ebener Erde waren, meinte unſer Kutſcher: wir würden wohl, trotz unſerer Ferkfahrt, gegen zehn Uhr an unſerem Beſtimmungsort eintreffen. Aber um dieſe Zeit war noch nichts von der Agentur zu ſehen, und um elf und zwölf Uhr auch noch nichts. Unſer Fuhrmann zeigte wiederholt nach einer beſtimmten Himmelszegend und verſicherte uns jedes Mal, hinter jenen Bergen müſſe die Agentur liegen. Und hatten wir die bezeichnede Stelle erreicht, dann war wieder nichts als dürre Sand, kahler Fels, „Mesquite“ (Salbeiſtrauch) und Cacteen zu ſehen. Nach wiederholter Täuſchung hielt der Kutſcher ſtill, kletterte am Wagen ſo hoch er konnte und hielt ſo Umſchau. Als er auch jetzt noch nichts von Sacaton erſpähen konnte, erklärte er uns: er wiſſe nun nicht, wo die Agentur zu ſuchen ſei. Was konnten wir nun thun? — Wen ſollten wir hier mitten in der Wildniß um den rechten Weg nach Sacaton fragen? — Wir hatten auf dem ganzen Weg nur eine Hütte geſehen. Hier ſtand auch nirgends ein Wegweiſer. Nach einer kurzen Berathung fuhren wir weiter. Gegen ein Uhr am Nachmittag erblickten wir endlich in der Ferne das Dach eines Hauſes. Wir fuhren darauf zu, und bald erkannten wir, daß es das Dach eines ſogenannten „Trading Post“ (Handelspoſten) ſei. Vor dem Gebäude ſaßen etwa fünfzehn Indianer und ebenſoviele Ponies ſtanden nicht weit davon. Als wir den Laden erreicht hatten und

vor demſelben ſtillhielten, ſahen uns die Indianer groß an, erwiderten aber unſeren Gruß nicht. Auf den Ruf unſeres Fuhrmannes kam der Eigenthümer des Ladens, ein Franzoſe, heraus und als er hörte, wie es uns auf unſerer Fahrt ergangen war, erbot er ſich, einige Meilen weit mit uns zu fahren und uns den rechten Weg nach der Agentur zu zeigen. Je näher wir nun Sacaton kamen, deſto mehr Indianer ſahen wir. Einige gingen langſam zu Fuß. Andere ſaßen ſtolz zu Pferde. Frauen trugen Laſten von 50—100 Pfund ſchwer auf dem Kopfe. Hier ſahen wir nun auch in nächſter Nähe Indianerhütten am Gila (ſpr. Hila) Fluß entlang liegen. Eine ſolche Hütte wird dort nicht „Wigwam“, wie bei unſern nördlichen Indianern, ſondern „Hey“ genannt. Es ſind dieſe Hütten in der That armſelige Wohnungen. Von Weitem erſcheinen ſie wie kleine Erdhügel mit einer Oeffnung darin. Sie ſind ſo niedrig, daß ein erwachſener Menſch darin nicht aufrecht ſtehen, ſondern nur ſitzen oder liegen kann. Der Eingang, meiſtens die einzige Oeffnung in der Hütte, iſt etwa 2 bis 3 Fuß breit und 3 bis 4 Fuß hoch. Der Indianer, der noch in einer ſolchen Hütte wohnt, geht darum nicht in ſeine Wohnung, ſondern kriecht wohl auf Händen und Füßen hinein. — Will ein Indianer eine ſolche Hütte bauen, dann ſucht er ſich einige lange Stangen, ſteckt dieſe in einem Kreiſe, deſſen Durchmeſſer etwa 12 Fuß ſein mag, mit dem Stammende einige Zoll tief in die Erde, biegt und bindet die oberen Enden ſo zuſammen, daß das Dach oval wird, ſteckt die Zwifchenräume mit Reiſig aus und beſtreicht dann die ganze Hütte mit Lehm. In der Mitte der Hütte gräbt er eine kleine Vertiefung und dieſe muß dann als Feuerherd dienen. Der Rauch mag ſich ſeinen Ausgang ſuchen. — In ſolchen Hütten wohnen die Indianer im Winter. Im Sommer hingegen beziehen ſie gewöhnlich eine Hütte auf ihrem Felde. Eine ſolche Feldhütte iſt nach allen Seiten hin offen und hat nur zum Schutz gegen die heißen Sonnenſtrahlen ein leichtes Dach. Eine ſolche Sommerhütte wird gewöhnlich alſo errichtet: Der Indianer nimmt vier oder ſechs Pfähle, die am oberem Ende gabelförmig ſind, gräbt das untere Ende einige Fuß tief in die Erde, legt einige Querhölzer oben in die Gabeln und wirft dann etwas Stroh und Strauchwerk darauf. Mit großem Intereſſe haben wir uns bei unſerer Fahrt dieſe Hütten angeſehen. Nun waren wir aber auch in der Nähe von Sacaton gekommen. Vor uns und in Sicht lag alſo doch endlich die Pima Agentur. Eine Indianer Agentur zu ſehen, war für uns ganz etwas Neues. Denn bis zu der Stunde hatte unſer Auge noch nie auf einer ſolchen geruht.

Da lag nun vor unſeren Augen eine ganze Anzahl ſchöner Gebäude, als: die ſtattliche Wohnung des Agenten; ein ſehr langes Gebäude, das als Wohn- und Schlafzimmer für die Indianerkinder, die hier die öffentliche Schulen beſuchen, dient, ein großer Schuppen, der als Magazin und Werkſtatt benutzt wird, eine kleine Dampfſägmühle, ein großer Waſſerbehälter, ein ſchönes Schulhaus, ein Gefängniß, und rund umher, ſo weit das Auge reichte, Wohnungen der Indianer. Vor allem aber feſſelte unſere Blicke ein ſchmuckes Kirchlein, das auf einer kleinen Anhöhe ſteht und drei- bis vierhundert Perſonen faſſen mag. Nicht weit von der Kirche ſteht das freundliche Hauſe des Indianer-Miſſionars. Dorthin lenkten wir unſer Fuhrwerk. Als unſer Kutſcher vor dem Hauſe ſtillhielt, kam der Miſſionar heraus. — Da ſtand nun vor uns der Mann, von dem wir ſchon daheim geſehen hatten, deſſen Erſcheinen in der Miſſionſchule zu Tucson bei den Indianerkindern immer ſo große Freude hervorrufen, und den alle Indianer auf der ganzen Reſervation nicht nur kennen, ſondern auch herzlich lieben. Er iſt von Geburt ein Deutſcher

und mein Namensvetter. Als ein Fünziger ist er noch recht rüßig, aber sein Haar zeigt doch schon viele Silberfäden und seine ganze Gestalt läßt erkennen: Hier steht ein Mann, der schon viel erlebt und durchgemacht hat. Wir gingen auf ihn zu und stellten uns ihm vor und sagten ihm, was uns zu ihm führe. Er reichte uns freundlich lächelnd die Hand, hieß uns herzlich willkommen und lud uns ein, seine Gäste zu sein. Als wir ihm in seine Wohnung gefolgt waren, sahen wir zwei gut gekleidete Indianer in seinem Studierzimmer sitzen. Missionar Koch hat uns, wir möchten uns doch einige Minuten gedulden, denn er sei gerade damit beschäftigt, einige Briefe für diese Indianer an ihre Verwandten zu schreiben, er werde aber gleich zu unserer Verfügung stehen. Er redete hierauf mit den Indianern in ihrer Sprache, die P. Koch eben so geläufig spricht als das Englische oder Deutsche. Hier hörten wir also gleich Indianisch sprechen und wie gerne hätten wir es auch verstanden. — Aber es waren unserem Ohre ganz fremde Laute.

Als die Indianer sich bei Missionar Koch bedankt und mit leichten Tritten entfernt hatten, sagte er zu uns: Er freue sich doch sehr, daß auch seine lieben deutschen Landsleute anfangen, sich um das Heil der armen Indianer zu bekümmern. Er meinte: er habe es immer sehr beklagt, daß gerade die deutschen Kirchen für die Indianermision so wenig übrig hätten, und doch habe gerade diese Mission in unseren Tagen so schöne Erfolge aufzuweisen. Freilich habe ja diese Mission auch mit Schwierigkeiten zu kämpfen: denn der Indianer sei von Natur ein verschlossener Mensch und, nicht ohne Grund, gegen die Weißen mißtrauisch. Auf Erfolg könne ein Missionar bei dem Indianer nur dann rechnen, wenn er dessen Vertrauen besitze. Um aber das Vertrauen der Indianer zu erlangen, sei durchaus erforderlich, daß der Friedensbote ihre Sprache spreche, mitten unter ihnen lebe, sie durch seine Reden nie täusche, und sich ihnen, so viel als möglich, gleichförmig mache. Beobachte ein Missionar dies, dann werde er gewiß mit Gottes Hilfe Erfolg in seiner Arbeit haben. Er selber finde große Freude in der Misionarbeit unter den Indianern. Vor zwei Jahren sei ihm seine treue Gattin gestorben, und nach ihrem Begräbniß habe er sich längere Zeit in Zowa, wo seine Kinder eine Schule besuchen, aufhalten wollen. Aber es habe ihn dort immer mächtig zu seinen Indianern gezogen, und er sei erst dann wieder glücklich und zufrieden gewesen, als er seinen rothen Zuhörern das Evangelium von Christo wieder habe verkündigen dürfen. Er werde nun wohl bei den Indianern bleiben, bis ihn sein Gott heimrufe.

Missionar Koch hat zwanzig Jahre unter den Indianern gelebt und ist elf Jahre unter ihnen als Missionar thätig gewesen. In diesen elf Jahren hat er drei Gemeinden gegründet und zwei Kirchen unter ihnen bauen dürfen. Getauft hat er in dieser Zeit 118 Indianer. Die Zahl der regelmäßigen Communicanten beläuft sich zur Zeit auf 73. An jedem Sonntag predigt der Missionar in indianischer Sprache und erteilt in der Woche an zwei Abenden Religionsunterricht. (Wir wohnten einer Religionsstunde bei und haben dort viel Erfreuliches gesehen und gehört). Die Gottesdienste werden gut besucht, manche Indianer kommen zwanzig Meilen weit zur Kirche. Als P. Koch vor zwei Jahren in Zowa war, versammelten sich diese christlichen Indianer am Sonntag in der Kirche, sangen mehrere geistliche Lieder, (ein Indianermädchen begleitete den Gesang auf der Orgel), beteten, lasen einen Abschnitt aus der Heiligen Schrift vor, und nach einem Vater Unser gingen sie friedlich wieder heim. O, wie beschämen doch diese christlichen Indianer so manche Gemeinden, die, wenn der Pastor einmal abwesend sein muß,

nichts von der Abhaltung eines sogenannten Lesegottesdienstes wissen wollen!

Auch haben wir in Sacaton die öffentliche Indianerschule besucht. Höchst interessant war es hier für uns, zu sehen, wie den kleinen Indianerkindern die Anfangsgründe der englischen Sprache beigebracht werden. Erstaunlich ist der Fortschritt, den die Kinder in kurzer Zeit im Lernen machen. Ein ganz besonderes Talent zeigen sie zum Schreiben und Malen.

Als Missionar Koch's Gäste haben wir während der ganzen Zeit unseres Dortseins mit ihm in dem Speisesaal der Indianerkinder gegessen. Alles wird dort, unter Aufsicht einer Köchin, von den Indianern gethan, sie kochen, backen, braten, warten am Tisch auf, waschen das Geschirr u. s. w. Es hat uns bei ihnen vortrefflich gemundet.

Der Missionar erzählte uns in der Abenddämmerung, während neugierige Indianer von Zeit zu Zeit durch die offenen Fenster in unser Zimmer schauten, noch viel von der wunderbaren Veränderung, die sich bei seinen christl. Indianern seit Annahme des Christenthums zeige. Als er nach Sacaton kam, wohnten noch alle in ihren armseligen Hütten, jetzt aber hat fast jede christl. Familie ein „Adobe Haus“. (Ein Haus das von in der Sonne getrocknetem Ziegel erbaut ist und ein flaches Dach hat). Damals gingen noch alle in Decken, jetzt tragen sie bürgerliche Kleidung. Früher war langes Haar ihr Stolz, nun lassen sie sich das Haar schneiden. Ehemals entstellten sie ihre Gesichter durch das Bemalen; kein christlicher Indianer bemalt sich heute. Auch die Vielweiberei ist unter ihnen abgeschafft. Die meisten waren früher sehr arm, jetzt haben fast alle: Pferde, Wagen, Pflug und ein kleines Feld. Sie leben vornehmlich von dem Ackerbau und Viehzucht. Alles Land muß, wenn es Frucht tragen soll, künstlich bewässert werden. Die Indianer in Sacaton bauen auf ihren Feldern Weizen, Gerste, Mais, Bohnen, Melonen und Kürbisse. Das Klima auf der Pima Reservation wird im Allgemeinen für ein sehr gesundes gehalten. Während der Dauer von acht Monaten im Jahre ist das Wetter wunderschön. Diese Zeit, verbunden mit dem Genusse, während der heißen Periode draußen schlafen zu dürfen, (es fällt dort kein Nachthau) stählt den menschlichen Körper wohl so, daß derselbe die heißen Strahlen einer Arizona Sonne gut ertragen kann. Denn die Weißen scheinen dort recht gesund zu sein und unter den Indianern sieht man auch manch schöne, kräftige, gesunde Gestalten.

Wir wurden in Sacaton mit vielen Indianern, die sich entweder auf der Agentur befanden, oder dorthin kamen, bekannt. Am interessantesten war uns jedoch die Vorstellung des tapferen Oberhäuptlings aller Pimas, Antonio's. Derselbe ist früher ein großer Krieger gewesen und hat seine Tapferen in manch siegreicher Schlacht geführt. Jetzt ist Antonio jedoch schon ein gebrechlicher Greis. Man erzählt von ihm: Als er vor fünfzehn Jahren von Washington, wo er nebst anderen Häuptlingen Friedensverträge geschlossen und unterzeichnet hatte, zurückkehrte, versammelten sich seine Krieger um ihn und frugen: ob es denn wirklich so viele Blatzgesichter in Amerika, wie immer behauptet, gebe, und ob denn die Möglichkeit ganz ausgeschlossen sei, daß die Indianer noch einmal wieder Herren dieses schönen Landes werden könnten. Darauf soll Antonio lange vor sich hin gesehen, dann aber auf einen Sandhügel hingewiesen und gesagt haben: Der weißen Leute sind mehr als der Sandkörner dort und es nützt Antonio und seinen braven Kriegern nichts, sich wider sie aufzulehnen. Seit der Zeit sollen die Pimas den Weißen sonderlich zugethan sein, obgleich sie auch schon früher Freunde der Weißen genannt werden konnten.

Daheim hatten wir schon viel von „Indian Police“ und „Court of Indian offenses“ gelesen, auf der Agentur sollten wir beides näher kennen lernen. Auf jeder Indianer Reservation gibt es nämlich eine Anzahl Indianer, die als Polizeibeamte angestellt sind. Zu diesem Amte werden nur solche Indianer genommen, die tapfer sind und einen guten Lennund haben. Sie erhalten für ihre Dienste 10—15 Dollars per Monat. Ihre vornehmste Aufgabe ist: gute Ordnung auf der ganzen Reservation und insonderheit in den Dörfern zu erhalten; entlaufene Schulkinder zurückzubringen; die Reservation vor fremden Eingriffen zu schützen und den Indianer-Gerichtshof zu unterstützen. Sie erfüllen im allgemeinen ihre Aufgabe sehr gut und kennen in ihrem Dienste kein Ansehen der Person. Oft reiten sie Tag und Nacht auf ihren Ponies über die Reservation dahin. Man kann zu allen Zeiten des Tages sehen, wie sie im schnellen Trabe auf der Agentur an kommen, vor der Office des Agenten stillhalten, mit strenger Amtsmiene ihm von den Vorgängen auf der Reservation Bericht erstatten, und dann stolz ebenso schnell wieder davon reiten. Diese rothen Schutzmänner sind dem Agenten zur Aufrechterhaltung guter Ordnung eine große Hilfe.

Als wir in Sacaton waren, brachte diese Polizei eines Abends fünf betrunkene Indianer angeschleppt und warf dieselben ins Gefängniß. Die Mißthäter wurden dann später von dem „Court of Indian offenses“ verhört und verurtheilt. Dieser Gerichtshof besteht aus drei dazu ernannten, angesehenen Indianern. Derselbe versammelt sich regelmäßig zwei Mal im Monat und hält dann unter dem Vorsitz des Agenten eine Gerichtsitzung ab. Die Indianer unterwerfen sich gewöhnlich dem Schiedsspruch dieses Gerichts ohne Widerreden.

Am Mittwoch den 9. November wollten wir nach San Carlos, Arizona, der Agentur der Apachen Indianer, unsere Reise fortsetzen. Wir hatten nun eine Strecke von 135 Meilen, die wir mit einem Fuhrwerk zurücklegen mußten, vor uns. Missionar Koch erbot sich, uns bis Florence, eine Strecke von 33 Meilen, zu fahren. Wir nahmen sein freundliches Anerbieten mit Dank an. In aller Frühe am Mittwoch Morgen wurden die zu einer solchen Reise durch die Wildniß nöthigen Vorbereitungen getroffen. Herr Past. Koch entlehnte von einem Indianer zwei Pferde, der Wagen, den der Missionar noch aus früheren Zeiten besitzt, wurde zur Fahrt hergerichtet und mit einem zweiten Sige, bestehend aus einem Armstuhle, der am Wagen mit Stricken festgebunden wurde, versehen. Eine ganze Anzahl wollener Decken, die im Nothfall zum Nachtlager dienen sollten, wurde zusammengerollt und auf den Wagen gelegt, ein großer Krug mit frischem Brunnenwasser sand auf dem Wagen Platz, auch ein Säckchen „Pinole“, (gewaschener, gekochter, gerösteter, gemahlener Weizen) ein Lieblingsessen der dortigen Indianer, wurde neben den Krug gelegt. Gegen zehn Uhr war endlich alles zur Reise hergerichtet und wir fuhren dann in Gottes Namen, unserem Ziele zu. Wir kamen zunächst durch einige schöne Indianerdörfer. Hier sahen wir die Indianer bei ihrer täglichen Beschäftigung. Männer fuhren Holz nach der Agentur oder warfen Gräben aus. Frauen trugen schwere Lasten ihren Hütten zu, oder saßen vor der Hütte und mahlen mit zwei flachen Steinen Weizen, oder wuschen auf einem gewöhnlichem Brett ihre Wäsche. Die Kinder taumelten sich im Sand. Als wir etwa zehn Meilen weit gefahren waren, erblickten wir unerwartet etwa vierzig Indianer beim Mittagsmahl. Viele von diesen gehören zu P. Koch's Filial-Gemeinde, die ihr Kirchlein im nächsten Dorfe hat. Diese Indianer waren schon seit Wochen damit beschäftigt, einen meilenlangen Graben für Bewässerung

rungswecke zu ziehen. Wir hielten in ihrer Nähe ſtill, ſie ſchauten auf, und als ſie ihren Miſſionar vor ſich ſahen, ließen ſie alles ſtehen und liegen und kamen zu unſerem Wagen. Alle boten dem Paſtor ſehr freundlich die rothe Hand. Ihre Freude über ſein Kommen war offenbar groß. Der Miſſionar ſagte ihnen in ihrer Sprache, wer wir ſeien und welches der Zweck unſerer Reiſe ſei, ſie nickten nun auch uns freundlich zu und boten uns ihre Hand. Noch heute, da ich dieſes ſchreibe, meine ich, jenen feſten Händedruck der chriſtlichen Indianer zu empfinden. Ich muß ſagen: wohl ſelten wird bei uns ein Paſtor ſo freundlich und herzlich begrüßt, wie Miſſionar Koch dort von ſeinen kupferrothen Weichtkinderen begrüßt wurde. Als wir nach einem herzlichen Abſchied von dieſen chriſtlichen Indianern weiter fuhren, kamen wir denn auch bald in ihr ſchönes Dorf. Auf einem kleinen Hügel ſteht dort das freundliche Kirchlein, das der Miſſionar und ſeine rothen Gemeindeglieder, ohne jegliche Hülfe von außen, dem Herrn erbaut haben. Alle Glieder haben beim Bau wochenlang fleißig geholfen und eine namhafte Summe Geldes gegeben. Sie entrichten auch regelmäßig ihren Beitrag an den Miſſionar.

O, wie haben wir uns doch ſo ſehr gefreut, dies alles zu ſehen und zu hören, und wie haben wir unſeren Gott gedankt, daß ſich ſein Wort auch an den harten Herzen der armen Indianer als eine Kraft Gottes erweiſt!

(Fortſetzung folgt.)

Sein rechter Glaube ohne gute Werke.

Wenn eines Menſchen Leib dalieget und hat keinen Athem, reget auch weder Hände noch Füße, ſiehet und höret nichts mehr, ſo ſchließen wir gewiß, daß ein ſolcher Menſch todt ſei, und ihm die Seele aus dem Leib gefahren: Alſo, wenn ein Menſch keine guten Werke thut, und ſich nicht gegen Gott und Menſchen verhält, wie ein Chriſt thun ſollte, ſo iſt es ein gewiſſes und unſehlbares Zeichen, er habe den wahren Glauben nicht in ſeinem Herzen, welcher ihn treiben und anreißen würde zu allerlei chriſtlichen und gottſeligen Tugenden und Werken.

D. Sch ne p f.

Kürzere Nachrichten.

— Die dänischen Lutheraner wollen am 20. Februar in Chicago eine Synodalverſammlung abhalten, weil einer der Profeſſoren an ihrem theol. Seminar zu Weſt Denmark, Wis., wegen gewiſſer Lehredifferenzen, worin er übrigens, wie es ſcheint, Anhänger hat, ſein Amt aufgab.

— Das ſogen. Edwards-Schulgesez, durch welches in unſerem Nachbarſtaate Illinois die Gemeindeglieder der Staatsgewalt unterworfen und gefnebelt, die Rechte der Eltern und die Gewiſſensfreiheit beſchränkt wurden, wie ſeiner Zeit in Wiſconſin durch das verfloſſene berüchtigte Bennett-Gesez, wurde am 1. Februar von der Illinoiser Staatslegiſlatur zu Springfield, Ill., widerrufen, wofür in hervorragendem Maße den Bemühungen unſerer lutheriſchen Glaubensbrüder in Illinois die Anerkennung gebührt.

— Auf ihrer neulich in Indianapolis abgehaltenen Convention haben die Quäker beſchloſſen, nunmehr das Predigamt unter ſich aufzurichten, ſobald die meiſten Gemeinden dafür ſtimmen. Seither „predigte“ jeder Quäker in den Verſammlungen, je nachdem er ſich vom „inneren Licht, dem Geiſt“ ſich getrieben wähnte.

— Unter allen Bibelausgaben, die je in Amerika gedruckt worden ſind, iſt die deutſche Bibel die erſte geweſen. Während die erſte engliſche Bibel, welche hier gedruckt worden iſt, im Jahre 1782 herausgegeben wurde von Robert Aitken in Philadelphia, erſchien die erſte deutſche Bibel

bereits im Jahre 1774, gedruckt von Chriſtoph Sauer in Germantown (jezt ein Theil Philadelphias). Bezüglich der Weiſe ſind Exemplare dieſer Sauer'schen Bibel jezt ziemlich rar und darum auch hoch im Preise. In einem Bücherkatalog von Dobb, Means & Co. in New York wird ein ſolches, in ungeſchwärztes Kalbleder gebunden und mit Meſſingſchließen verſehen, angezeigt zum Preise von 400 Dollars. Doch dürfte es ſchwerlich noch zu haben ſein. Der urprüngliche Preis einer ſolchen Bibel war 20 Schilling.

— Proteſtantenvereiniſche Miſſion. Der von dem Proteſtantenverein ins Leben gerufenen Heidenmiſſion droht ein jähes Ende. Sie iſt aus dem vergangenen Jahre mit einem Deficit von 9000 Mark getreten, und wird im laufenden Jahre ein weiteres Deficit von 10,000 Mark haben; der Vorſtand bittet deſhalb jedes Mitglied um die Ertragabe von 1 Mark, mindestens aber 50 Pf. Gehen nicht genügend Mittel ein, ſo fürchtet der Vorſtand, bald Miſſionare aus Japan zurückruſen oder die Miſſion in China aufgeben zu müſſen. Vor einiger Zeit wurde von den großartigen Erfolgen dieſer Miſſion, welche doch den Heiden ein Chriſtenthum ohne Chriſtum, den Gottesjohn, bringen wollte, ein großes Geſchrei gemacht, welches auch in Blätter poſitiven Charakters überging, weil dieſelben ſich nicht unterrichtet hatten, daß die „Allgemeine ev.-proteſtantiſche Miſſion“, wie ſie ſich nannte, vom Proteſtantenverein ausgehe. Es mag inſolge deſſen ihm manche Gabe aus Kreiſen zugefloſſen ſein, die ſich noch zu Chriſto, dem Gottesjohn, bekennen. Nun ſteht alſo dieſes Unternehmen ſchon nach kurzer Zeit vor dem Bankerott, ſo daß man an das Wort Gamaliels (Apoſtelg. 5, 38) denken muß. Der Proteſtantenverein wird, nachdem ihm ſein Miſſionsverſuch mißglückt iſt, ſich nun vollends vor einem Verſuch der Kirchenbildung hüten und ſich deſto feſter an die Landeskirchen klammern. (Gottſch.)

— Eine ſtarke römisch-katholiſche Leiſtung iſt, wie die „N. E. Kztg.“ mittheilt, der in Donauwörth erſcheinende „Taschenkalender für die ſtudierende Jugend“. Dieſes ſchon im 14. Jahrgang erſchienene Notizbuch für Gymnaſiaſten enthält im Anhang populäre Aufſätze, die in den letzten Jahren mit beſonderer Vorliebe die deutſchen Kaiſer und Luther behandeln. Da der Kalender ſtarke Verbreitung hat und manche Lehrer ihn empfehlen, ſo lohnt es wohl, von ihm Kenntniß zu nehmen. Daß ein Schiller, der den „Abfall der Niederlande“ geſchrieben, nicht eben günſtig beurtheilt wird, iſt erklärlich; Leiſung iſt ein „ſchamloſer litterariſcher Dieb“. Uns intereſſiren vor allem die Luther-Verunglimpfungen. Daß er der Schöpfer des Neuhochdeutſchen iſt, wird als „Fabel“ bezeichnet, als „Geſichtslüge“, die man der ſtudirenden Jugend als „wajchechte Thatſache“ förmlich aufdränge. „Glaubt man denn wirklich, vor Luther hätten die guten Deutſchen nur gegrünzt wie die Schweine und ſeien auf allen Vieren gekrochen?“ Luthers That war eine „naſche, rohe Revolution.“ Dagegen werden Thomas von Aquino und der Geſchichtſchreiber Janſſen als Muſter hingeleſt. Gerühmt wird u. a., daß bei Janſſens Kinderspielen das Meſſeſejen eine der erſten Stellen einnahm. Unbegreiflich iſt, wie man eine Menge höchſt unpaſſender Anekdoten, ſogar obſcöne Anspielungen fehlen nicht, in einem Kalender dulden kann, der für das Alter von 9—18 Jahren beſtimmt iſt.

— In dem weitbekannten, ja man könnte wohl ſagen weltbekannten Dorfe Hermannsburg in der Lüneburger Heide beſtehen zur Zeit vier lutheriſche Gemeinden. 1) Die landeskirchliche, welche 1100 Seelen zählt und von Paſtor Plathner bedient wird. Sie iſt im Beſitz der alten Kirche, in welcher Louis Harns und nach ihm, bis zu ſeiner Separation von der Landeskirche, ſein Bruder Theodor gepredigt haben. — 2) Die zur Immanuelſynode gehörende Kreuzgemeinde mit 2000 Seelen, bedient von Paſtor Ehlers. Sie iſt im Beſitz der unter Theodor Harns erbauten ſchönen Kreuzkirche. — 3) Die der hannoveriſchen Freikirche angehörende Gemeinde des Paſtor Drewes, die 250 Seelen zählt. Paſtor Dr. iſt, wenn wir nicht irren, derſelbe, welcher im Jahre 1876 auch in Amerika war und in vorübergehender Verbindung mit unſerer Synode ſtand. Er war der Vorläufer unſerer bevorſtehenden Indianermiſſion. Hoffentlich kein Vorbild für die künftigen Miſſionare. Das Nähere hierüber findet man in unſeren Synodalberichten von 1876,

S. 13, 30 und 31 und 1877, S. 12 und 37. — 4) Die zur rüchſſiſchen Freikirche ſich hinneigende Gemeinde des Paſtor Wöhling, die 150 Seelen zählt.

— In ihrer Nr. 44 v. Jahrg. brachte die „Neue luth. Kirchenzeitung“ die Notiz, daß nach der „Neuen Preußiſchen Zeitung“ der Kultusminiſter (Dr. Voſſe) das Urtheil des Kieler Conſiſtoriums wider Paſtor Wendt, welches auf dieſe gute Botſchaft lautete, kaſſirt habe. Aber die Freude über dieſe gute Botſchaft war verfrüht. Leider mußte das genannte Blatt nicht lange darnach in der Nr. 48 mittheilen, daß jene Zeitungsnachricht durchaus falſch geweſen ſei, indem der Miniſter das Urtheil des Conſiſtoriums in allen Punkten ohne jeden Vorbehalt beſtätigt und die Koſten des Verfahrens dem Verurtheilten zur Laſt gelegt habe. Das Verhalten des Letzteren werde entſchieden verworfen als eine Verzerrung des Begriffs der Bekenntniſstreue, für welche die Bekenntniſſe der ev.-luth. Kirche auch nicht den leiſteſten Anhalt böten u. ſ. w. — Nach einer Notiz, die wir in Betreff des ſo ſchmähtlich behandelten Paſtor Wendt anderweit ſehen, ſchien es uns, als ſei derſelbe im Begriff, ſich den Breſlauern zuzuwenden.

— Am 9. Januar fand zu Cannſtatt in Württemberg eine Verſammlung von Pfarrern aus der württembergiſchen Landeskirche ſtatt, welche „mit Entſchiedenheit auf dem Boden des bibliſchen und kirchlichen Glaubens ſtehend, das Bedürfniß nach brüderlichem Gedankenaustausch und nach Bethätigung und Beſtätigung der Glaubensgemeinschaft in gegenwärtiger Zeitlage beſonders kräftig empfinden.“ Stadtpfarrer Römer brachte jechs Theſen zum Vortrag und zur Begründung, von denen die vier erſten den unüberäuſerlichen Glaubensbeſitz und Glaubensgrund der evangeliſchen Kirche ausdrücken wollten; die zwei letzten ziehen praktiſche Folgerungen für Amt und Kirche und nehmen beſonders Bezug auf die Vorbildung der künftigen Kirchendiener u. ſ. w. Die Einigkeit im Glauben, die in der über Erwarten zahlreich beſuchten Verſammlung herrſchte, kam, wie der „Chriſtenbote“ berichtet, zu erhebendem Ausdruck, als der Verfaſſer der Theſen die Frage ſtellte, ob die Verſammlung in dem, was er als Inhalt und als Grund des evangeliſchen Glaubens in ſeinen Sätzen ausgeſprochen habe, ihren Glauben und die von Gott der Kirche geſchenkte und anvertraute Hilfslehre erkenne: Ein allgemeines freudiges „Ja“ war die Antwort.

— Hannover hält ſeit einigen Monaten ein gewiſſer Dr. Brodbeck Vorträge über „Die Religion des Idealismus“. Unter der ächten Religion verſteht er die Lehre des Bahhismus. Nach ſeiner unſinnigen Behauptung ſollen die Evangelien in allen Hauptſtücken dem weit älteren Buddha-Evangelium entnommen ſein, und die chriſtliche Welt ſoll nun vor einer Entſcheidung ſtehen, wie noch nie ſeit ihrem Beſtehen! Von dem Irgeiſt gilt auch das Wort des Herrn Matth. 22, 29: „Ihr irret und wiſſet die Schrift nicht, noch die Kraft Gottes.“

— Neue Reklame der Schwärmer. Der Prediger der Baptiſtenkapelle in Ventnap in England ſucht für ſeine Sache dadurch in weiteren Kreiſen Intereſſe zu wecken, daß er die Photographen von den Taufen einladet. In die Zeitung ließ er neulich einrüken: „Notiz. Taufhandlung durch Rev. G. M. Johnson. Waſſer von Stormore. Nächſten Sonntag 10 Uhr 30 Min. Die Photographen ſind eingeladen.“ Auf alle derartigen Mittelchen der Sektenprediger, ihre Gemeinſchaften zu bauen, paßt das Wort des Propheten Hezeiel Cap. 13, 10: „Das Volk bauet die Wand, ſo tünchen ſie dieſelbe mit loſem Kalk.“

— Auch die Ruſſen wollen, um zu zeigen, daß ſie nicht hinter den Fortſchritten der Zeit zurückbleiben, ſich jezt eine revidirte Bibel, d. h. eine revidirte Ueberſetzung der Bibel zuſetzen. Die ſogenannte „heilige Synode“, die oberſte Behörde der ruſſiſchen Kirche, mit dem Czaren als Paſt an der Spitze, hat ſelbſt die Sache in die Hand genommen und die hervorragendſten Theologen der ruſſiſchen Kirche zur Mitarbeit an dieſem Werke aufgefordert. Man ſcheint ſich mit großer Energie daran machen zu wollen, da die neue Ueberſetzung in zwei Jahren ſchon veröffentlicht werden ſoll. Wir kennen leider den Werth der gegenwärtigen ruſſiſchen Ueberſetzung der Bibel nicht, da wir keine ruſſiſche Bibel haben und nebenbei geſagt auch nicht Ruſſiſch verſtehen; wenn die Nothwendigkeit, die alte zu verbeſſern nicht drin-

gender ist, als sie ist, an Stelle unserer unübertrefflichen deutschen Uebersetzung Dr. Luthers eine sogenannte „revidirte“ zu setzen, so können sich die russischen Gelehrten getrost die Mühe sparen. — Bekanntlich haben auch die Engländer seit einiger Zeit eine „Revised Version“ der heiligen Schrift; aber diese ist, wie es scheint, manchen noch nicht revidirt genug, da sich kürzlich eine Gesellschaft gebildet hat, die eine abermalige Uebersetzung, zunächst des Neuen Testaments, in modernes Englisch herzustellen will. Die Gesellschaft besteht aus 19 Mitgliedern, die in fünf Gruppen getheilt sind, deren jede eine gewisse Zahl der neutestamentlichen Bücher aus dem Griechischen zu übersetzen übernommen hat. Eine Revisionskommittee soll dann die Genauigkeit und Zuverlässigkeit der Uebersetzung und eine „englische Kommittee“, dessen Mitglieder des Griechischen unkundig sind, die Uebersetzung allein von dem Gesichtspunkt aus prüfen, daß in allen Fällen dem Text das englische Idiom gegeben werde. Die 19 Uebersetzer gehören verschiedenen Kirchengemeinschaften an. Im Herbst dieses Jahres schon soll das Werk fertig sein und zunächst in einer Auflage von 5000 Exemplaren ausgegeben werden. Dann soll die Kritik eingeladen werden, die Uebersetzung zu prüfen.

— Sowohl von Seiten der russisch- resp. griechisch-katholischen wie der römisch-katholischen Geistlichkeit wird die Frage einer Vereinigung der griechisch-katholischen mit der römisch-katholischen Kirche neuerdings lebhaft erörtert. Der Oberprokurator des h. russischen Synods, Pobedonoszew, hat in einem Schreiben an den römischen Kardinal Vannelli empfohlen, „kleinlichen Glaubensstreitigkeiten“ zu entsagen. Das römische katholische Blatt „Voce Della Verita“ spricht sich ganz im Sinne der Vereinigung aus und hofft, daß „sich die Weisheitsgüter der römischen Kirche, die sich schon längst dem griechischen, armenischen und syrischen Ritus angegeschlossen habe, ohne Schwierigkeit auch mit der russischen Kirche vergleichen werde.“

— Kardinal Charles Martial Allemand Lavigerie, Erzbischof von Algier, starb am 26. Novbr. v. J. Geboren am 31. Octbr. 1823 wurde er bald nach seiner Priesterweihe zum Professor ernannt. Im Jahre 1863 wurde er Bischof der vereinigten Diöcesen von Nancy und Toul. 1867 wurde er Erzbischof zu Algier und in Folge seiner unermüdlischen Thätigkeit Primas von Afrika; außerdem bekleidete er die Würde eines apostolischen Delegaten für den Sudan, die Sahara und Aequatorial-Afrika. Mit der Ernennung zum Kardinal 1882 erfolgte seine Erhebung zum Erzbischof von Karthago. In der letzten Hälfte der achtziger Jahre stellte er sich an die Spitze der Antisclavereibewegung und übte einen gewissen Einfluß aus auf die Miseregeln Deutschlands zwecks Unterdrückung des Sklavenhandels. In letzter Zeit auch als Politiker in Frankreich thätig, erklärte er sich im Austrage des Papstes offen für den Anschluß der konservativ kirchlichen Partei an die Republik.

— In verschiedenen Blättern war vor Kurzem die einigermaßen befremdliche Nachricht zu lesen, daß die englisch: P. esse auffordere, das achte Grab Christi anzukaufen, wozu 20,000 Dollars nöthig seien für den Ankauf selbst und weitere 10,000 Dollars für geistliche Abgaben und Fiktion der Dertlichkeit. Gedankenlos hatten diese Blätter einen in dem ersten Bericht enthaltenen Druckfehler nachgedruckt. Mit dem scheinbar achten Grabe ist nämlich das angeblich achte Grab Christi gemeint, ein Grabraum mit verschiedenen kleineren Gemächern auf der Nordseite der Stadt, unfern der Stätte, die mit ziemlicher Sicherheit als Golgatha bezeichnet wird. Ob das Grab wirklich das achte Grab sei, welches Joseph von Arimathia für sich hatte in einen Fels hauen lassen, ist natürlich nicht zu entscheiden.

— Aus Brasilien wird berichtet, daß außer den vielen Evangelischen und Lutheranern, welche von Deutschland aus dorthin eingewandert sind, etwa 12,000 Lutheraner aus Rußland dort sind. Sie sind fast ganz ohne kirchliche Versorgung, und nur wenige evangelische Reiseprediger sind unter ihnen thätig.

— Finsterniß des Heidenthums. Im Babna-Distrikt in Nordbengalen in Indien beginnen die Eingeborenen eine Dattelpalme, welche 22 besondere Kronen hat, göttlich zu verehren. Gewöhnlich hat der Baum höchstens 2—4 Kronen. Merkwürdiger Weise sind die Anbeter des Baumes Muhamedaner.

Ordination und Einführung.

Am 3. Sonntag nach Epiphania wurde im Auftrag des hochw. Herrn Präses der Synode Herr Candidat Gust. Preß durch den Unterzeichneten ordinirt und in sein Amt eingeführt. P. Preß wird die Gemeinden zu Ponduel und Angelica bedienen. Möge der treue Gott Pastor und Gemeinden segnen!

P. Wilh. Huth.

Adresse: Rev. Gust. Preß, Ponduel, Shawano Co., Wis.

Einführung.

Herr Eduard N. Schneider, früher Lehrer in Bay City, Mich., nun berufen von der ev.-luth. Gnaden- und St. Johannes-Gemeinde zu Goodhue, Minn., wurde vom Unterzeichneten am 2. und 3. Sonnt. nach Epiph. in dieser Parochie eingeführt.

Wolle Gott die Freunde der Gemeinden erhöhen durch geeignete Arbeit dieses Dieners an der kleinen Lämmerherde, sowohl durch Fleiß und Treue, als auch im Vorbild seines Wandels! P. Hinderer.

Adresse: Edw. N. Schneider, Goodhue, Goodhue Co., Minn.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt:

- Jahrg. XXVIII: P. P. Kionka \$1, Freurer \$2.10, E. Genste \$30, Kition \$26, Schöwe \$36.25, Schneider, Johnsen, N. K. Siegler je \$1.05, die Herren Wehle \$1.10, W. Fischer \$1.20, Verhell, G. Schneider, R. Behm, Fösch je \$1.05.
- Jahrg. XXVII: P. P. Ebert \$20, H. Hillmann \$56, G. Schubarth \$25, Mrs. Schimpf \$1.05, Eickmann f. Menomonee \$4.30, f. Elk Mound \$2.10.
- Jahrg. XXVI: P. P. Dejung (J. Bohn), Struup je \$1.05.
- Jahrg. XXVII—XXVIII: P. P. Nöck \$1.85, \$1.45, Schulz \$2.10, \$1.05, K. Koch \$14.70, \$2.10, die Herren D. Vogel \$2.10, \$1.60, Theurer \$2.10. Th. Jäkel.

Für das Seminar:

- P. Eickmann, Coll. in Elk Mound \$4.50, von W. Lemke \$1, P. K. Koch, Neu.-Coll. der Gem. in Cambria \$2.05. In Nr. 11 lies bei P. K. Siegler 25 statt 23.

Für die Anstalten:

- P. Mayerhoff, ges. auf der Hochzeit von Ant. Sarnow mit Mar. Steiner \$3.

Für den Seminar-Neubau:

- P. Dejung von Pelican: K. Wolgram, G. Wolgram, A. Appelfamp, W. Michelsky je 25c, Frau Schneider 15c; von Parvich: G. Mende 50c, J. Kuzmann, Joh. Strub je 25c, Frau Siehle 10c; von Tomahaw: Mr. Levereuz 25c.
- P. Hökel, von W. Profinski \$1.
- P. Eickmann, von H. Ketz in Iron Creek \$5, von H. Siedenbergr in Elk Mound \$2.
- P. Jäkel, von K. Glasow \$1, K. Hoffmann \$2, H. Märker \$10, Frau Kipari \$5, Frau Spranger 50c.
- P. Vading, von Mr. A. K. Schmidt \$10.
- P. A. K. Siegler, 1. Theil der Hauscollekte von Norfolk \$58.50, nämlich von: Herrn Kraack \$25, Ferd. Pasewalk \$15, K. Berges \$5, Herrn Korth \$4, Ermit Juh, Eduard Wagner, W. Voche sen. je \$2, P. Minow \$1.50, Hermann Wagner, C. Kumm je \$1.
- P. Freund, Fortf. der Hauscollekte in Cameron \$9 nämlich von: Julius Krause \$1.50, J. Kahl, G. Kahl, A. Kühn, G. Reyrer, Ad. Krüger je \$1, Aug. Abraham 75c, Wuit. Sonnenbera, Emil Krause, Pauline Knoepke je 50c, Osw. Kallenbach 25c. Th. Jäkel.

Für die Reisepredigt: Von P. Ebert, Theil der Missionsscolle, \$12. P. Vading, Epiphaniasscolle, der St. Johannesgem. in Milwaukee \$21.40. P. K. G. Kopp, Neu-jahresscolle, der Gem. in Baraboo \$3.50. Mit Dank erhalten C. Mayerhoff.

Für die Synodalkasse: P. K. G. M. Hillemann, von der St. Lucas-Gem. \$4.31; P. G. Sarraann, Weihu.-Coll. in Eldorado \$9.08.

Für die Heiden-Mission: P. Ph. Brenner, aus der Missionbüchse der Gem. inde \$2.43; P. Dowidat, Epiph.-Coll. \$6, von Albert Köder \$1. G. Dowidat.

Für die Wittwenkasse: Durch P. A. G. Hoyer, Theil der Weihu.-Coll. der St. Joh. Gem. in Princeton \$10.50 P. Gläber, pers. B. \$3, P. Zul. Küster, aus seiner Zionsgem. \$17, P. Ar. Genste, Coll. seiner Gem. \$13, P. Dornfeld, Theil der Neu-jahresscolle, seiner Gem. \$13, P. A. Siegler, von seiner St. Paulsgem. \$16.60. Johannes Vading.

Für das Waisenhaus in Wittenberg, Wis., erhalten: Durch P. A. W. Keibel, von Frau A. Feyer, Kofe-cranz, Wis. \$5; durch P. A. Kohlhoff, Rome, Wis. \$1; durch P. G. Schubarth, Stades Corner, Wis. \$1; durch P. Wilh. Huth, von einem Glied seiner Gem. zu Green Bay, Wis. \$5; durch P. Joh. Dejung, aus der Sparbüchse seiner Kinder: Paul \$1.70, Gottlieb \$1.43, Frieda 38c; durch P. J. J. Meyer, Hansweih Coll. gef. bei Frau Fr. Pfaff \$2.05, von seinen Schulfindern in Burr Oak, Wis. \$3.10, gef. auf der Hochzeit bei R. Fischer \$1.15; durch P. B. Brockmann, von der Gem. zu Madison \$5.20; durch P. L. Rader, von seiner Gem. in Brownsville, Wis. \$1.50, von R. R. \$1; durch P. K. Avel-kallemont, von seiner Parochie Morrison, Zionsgem. \$21.87,

Bartholomäusgem. \$7.77; durch P. A. Kröbcke, von seiner Gem. in Lemiton, Minn. \$11.50; durch P. Zirw. A. in Rube, Wis., von Mutter Kindemann 50c; durch Gottlieb Lücke in Staunton, Neb. \$2; durch P. K. Stromer, von den Kindern der Gem. in Van City, Mich. \$8.70; durch P. K. Gantber in Deonowoc, Wis., Abdom.-Coll. \$6.10; durch P. A. F. Siegl. r. in Norfolk, Neb., von R. R. \$1; durch P. G. De-ninger in Brillion, Wis., Coll. am Christiabend \$1.65 Ueber-schuss vom Christiabend 40c; durch P. Danmann in Milwaukee, von R. R. \$1; durch P. Gläber in Raugard, Wis., Hüfte der Weihu.-Coll. seiner Barochie \$10.06 von dessen Confirmanden \$6.88; durch P. Winter in Wilson, Minn., auf der Hoch-zeit des Hrn. Theo. Hedike mit Fr. Anna Ledebuhr \$4. Merrill, Wis., den 2. Februar 1893.

H. Daib, Kassierer.

Quittung und Dank.

Durch Herrn Pastor Ebert empfing ich von der St. Pauls-Gemeinde in Town Franklin zu meiner Unterstüzung \$13.00 Erntedankfest-Collecte, worüber ich dankend quittire.

Watertown, den 15. Januar 1893.

Wm. Franzmann.

Büchertisch.

Alle hier angezeigten Schriften und Bücher sind zu beziehen durch unsere Synodalsbuchhandlung unter der Adresse: „Northwestern Publ. House“, 310 3. Str., Milwaukee, Wis.

„Lasset euch nie eure Gemeindegemeinschaft nehmen.“ Predigt, gehalten am 17. Sonntage nach Trin. zur 400jährigen Gedenkfeier der Entdeckung Amerikas und auf Beschluß des Kirchenrathes der Ev.-Luth. St. Matthäusgemeinde zu New York dem Truct übergeben von J. H. Siefer. 16 Seiten, Druck vom Martin Luther Waisenhaus, West Norbury, Mass. 1892. — Preis: Einzel 10c portofrei; das Dutz. 75c portofrei; das Hundert \$5, portofrei. Der Ueberschuss ist für die Negermission bestimmt.

Dies ist eine geistvollte und zeitgemäße Predigt des Herrn Pastor Siefer in New York über einen für lutherische Eltern und Gemeinden höchst wichtigen Gegenstand. Treflich liegt als Text zu Grunde die Stelle Epheier 4. 1—6. Ausgehend von der Veranlassung für den betreffenden Gottesdienst, nemlich der 400jährigen Gedenkfeier der Entdeckung Amerikas, als einem Werke der göttlichen Vorbestimmung, wodurch Gott der Herr nicht bloß Millionen von Menschen eine Heimath erschaffen wollte, wo sie aus seiner milden Hand ihr täglich Brod empfangen sollten, sondern wodurch er auch seiner Kirche eine Kreisstätte zu bereiten gedachte da sie sich ungehindert durch weltliche Gewalt im wahren Glauben erbauen und in ihrem rechten Schmutz als Säule und Grundfeste der Wahrheit erzeigen könne, berücksichtigt der Verfasser den obrigkeitlichen Wink, bei der Gelegenheit den Segen einer allgemeinen Volkserziehung zu rühmen. Nach einer Vergleichung des Zweckes der Staatschulen und der Gemeindegemeinschaften und einem Hinweis auf die verführte Verdrückung der letzteren zu Gunsten der ersteren, legt der Herr Verfasser den Lutheranern die Mahnung ans Herz: Lasset euch nie eure christliche Gemeindegemeinschaft nehmen! Dazu soll sie bewegen: 1) der schuldige Gehorsam gegen Gott; 2) die wahre Liebe zu ihren Kindern; 3) die heilige Treue gegen ihre Kirche; 4) die christliche Sorge um die Wohlfahrt ihres irdischen Vaterlandes.

In der weiteren Ausführung werden die genannten Punkte aufs klarste nachgewiesen, aufs genaueste erklärt und aufs eindringlichste ans Herz gelegt. Die Predigt verdient, in weitesten Kreisen verbreitet und gelesen zu werden und wird gewiß viel Frucht schaffen.

Im Verlag des Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. erschien:

Dr. Martin Luthers Sämmtliche Schriften, herausgegeben von D. Joh. Georg Walch. VIII Band. Auslegung des Neuen Testaments, Fortsetzung. IX und 1925 S. In Kalbleder gebunden; Preis \$3.75; Porto 46c.

Der vorliegende Band der neuen St. Louiser Ausgabe von Dr. Luthers Werken reicht sich den früher erschienenen ebenbürtig an. Er enthält die Fortsetzung der Auslegung Luthers über das Neue Testament und zwar über Ev. St. Joh. Kap. 7. 20. das 15. und 16. Kap. der Apostelgeschichte, das 7. und 15. Kap. des ersten Briefes an die Corinthier und die kürzere Auslegung des Briefes an die Galater. Letztere findet sich in der alten Walch'schen Ausgabe im 9. Band, während der 8. Band der Letzteren statt der Kürzeren die ausführliche Erklärung des Galaterbriefs enthält, welche erst im 9. Band der neuen St. Louiser Ausgabe aufgenommen sein wird. Außerdem enthält der vorliegende Band die Mandglossien Luthers über die Bücher Alten und Neuen Testaments. Dieser Wechsel in der Einreichung ist durch gewisse Neufunde von Handschriften Dr. Luthers veranlaßt. Die kürzere Auslegung des Galaterbriefs wird in einer neuen verbesserten Uebersetzung geliefert. Als eine Beilage wird eine wertvolle Sammlung von mehr als 780 Sprichwörtern aus Luthers Schriften dargeboten.

Die in diesem Bande enthaltenen Schriften Vater Luthers gehören größtentheils mit zu seinen bedeutendsten und fruchtbarsten. Mögen sie recht fleißig gelesen werden; am Segen für Zeit und Ewigkeit wird es nicht fehlen.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Heine Aumann's Buchhandlung in Dresden. Alle Mittheilungen für das Blatt und Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. G. A. Nöb, Lutheran Seminary, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen und Gelder sind zu adressiren. Rev. Th. Jäkel, Milwaukee, Wis. Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter.